

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:

„Kehrt um zum Herrn, eurem Gott“
(*Prophet Joel*)

35

Bischof Dr. Bertram Meier:

Kirche = Welt: eine Gleichung,
die nicht aufgeht

38

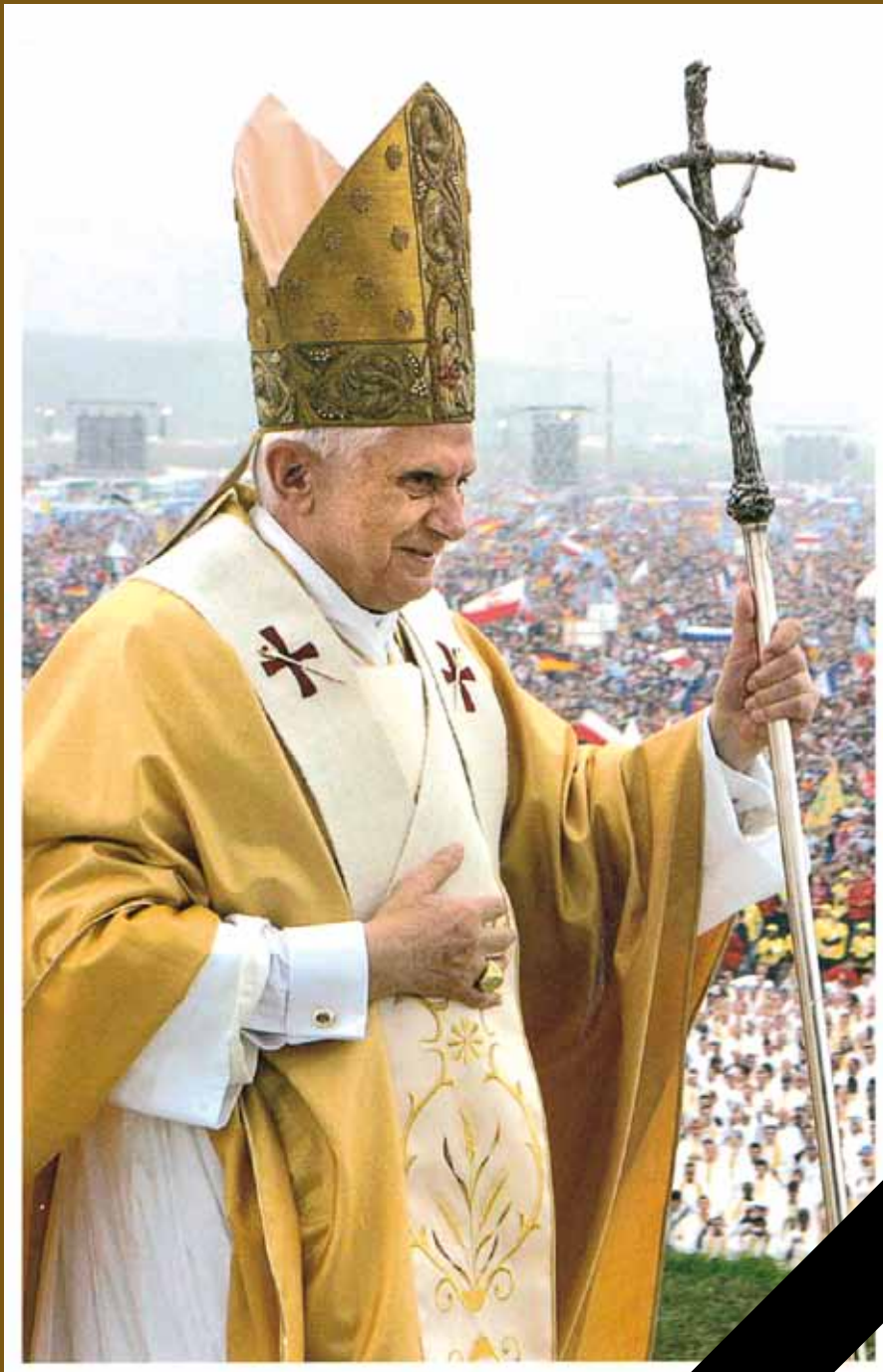
Ursula Zöller:

Bote unsterblicher Liebe

40

Katholisches Wort in die Zeit

53. Jahr Februar 2023



INHALT

Papst Benedikt XVI.: „Kehrt um zum Herrn, eurem Gott“ (Prophet Joel)	35
Bischof Dr. Bertram Meier: Kirche = Welt: eine Gleichung, die nicht aufgeht	38
Ursula Zöller: Bote unsterblicher Liebe	40
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Jeremia: „Das Gotteswort sagen, ob gelegen oder ungelegen“	42
Diakon Raymund Fobes: Wie den Glauben heute verkündigen	44
Augustinus: Monika: Friedensstifterin in einer heute kaum mehr verständlichen Weise	46
Pastoralreferent Alfons Zimmer: „Die Waschdienste der Kirche sind noch gefragt“	48
Ursula Zöller: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Auguste von Sartorius	50
Prof. Dr. Hubert Gindert: Warum wir so einsam sind	51
Prof. Dr. Hubert Gindert: „Es geht um den Glauben an Jesus als den Christus“ (Karl-Heinz Menke)	52
Prof. Dr. Konrad Löw: Eine Neuerscheinung, die nachdenklich macht!	54
Prof. Dr. Reinhold Ortner: „Bausteine“ deines Lebens	56
Prof. Dr. Hubert Gindert: Die „erschöpfte Gesellschaft hat kein schlüssiges Konzept“	58
Auf dem Prüfstand	59
Bücher	62
Veranstaltungen	63

Impressum „Der Fels“ Februar 2023 Seite 63
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Papst Benedikt XVI.

Pier Paolo Cito, AFP/DDP
P. Seewald, Benedikt XVI., Leben und Auftrag,
Weltbild 2006 ISBN3-89897-474-X

Foto- und Quellennachweise: Seite 63

Liebe Leser,

das Jahr 2022 endete mit dem Tod unseres emeritierten Papstes Benedikt XVI. Wie schon im September 2022 mit dem Tod der englischen Königin Elisabeth II., die mehr als siebenzig Jahre auf dem Thron saß, eine politische Ära zu Ende ging, so geht mit dem Tod dieses Pontifex und herausragenden Theologen in unserer Kirche eine Ära zu Ende. Zahlreiche Geistliche und Theologen hat er in den vergangenen Jahrzehnten durch seine Predigten und Bücher geprägt. Als Berater beim II. Vatikanischen Konzil, als Professor in Tübingen und Regensburg, als Erzbischof in München-Freising, als Kurienkardinal und Präfekt der Glaubenskongregation, schließlich von 2005 bis 2013 als Papst und zuletzt als emeritierter Papst im Beten und Leiden hat er das Leben der Kirche entscheidend mitgeprägt.

Joseph Ratzinger, der in Marktl am Inn unweit von Salzburg geboren wurde und selbst ein leidenschaftlicher Klavierspieler war, wird gerne der „Mozart der Theologie“ genannt. Als Sohn eines Landgendarms aus einfachen Verhältnissen stammend, hat er seinen Ursprung nie vergessen und sich eine einfache, geradezu kindliche Frömmigkeit bewahrt, die er jedoch entlang der Heiligen Schrift und der überlieferten Glaubenslehre der Kirche in die Tiefe führte. Damit bildete er den Kontrapunkt zu einer Vielzahl von Theologen, deren Arbeiten eher von intellektuellen Thesen und einer Skepsis gegenüber Schrift und Lehramt geprägt sind. Der letzte von ihm überlieferte Satz bringt dies zum Ausdruck: „Jesus, ich liebe dich.“ Damit schlägt er die Brücke zu seiner Antrittsenzyklika „Deus Caritas est“.

Mit einem klaren analytischen Geist, der ihm bis zuletzt erhalten blieb, hat er die Gefahren der Zeit erkannt und benannt. Schon 1958 schrieb er von „einer Kir-

che von Heiden, die sich noch Christen nennen.“ Er sprach vom „Schmutz in der Kirche“ und ging gegen sexuellen Missbrauch schärfer vor als alle seine Amtsvorgänger – auch wenn dies in den Medien gerne verschwiegen wird. Vor dem Konklave von 2005 sprach er in seiner Predigt von einer „Diktatur des Relativismus“, welche die Wahrheiten beliebig werden lässt. Und kurz vor seinem freiwilligen Amtsverzicht hielt er in Freiburg eine aufsehenerregende Predigt, in der er eine „Entweltlichung der Kirche“ forderte. Mit solch deutlichen Worten hat er sich gerade im deutschen Sprachraum zahlreiche Gegner gemacht.

Unsere Zeitschrift heißt „Fels“, da sie treu zum Heiligen Vater als Oberhaupt der Kirche steht. Benedikt XVI. war ein besonders starker Fels, von dem wir auch nach seinem Amtsverzicht immer wieder gerne Texte abgedruckt haben, da sie den Leser wirklich im Glauben stärken. Dass nach seinem Tod schon bald „Santo subito“ Rufe erklingen, wundert nicht. Bislang ist der letzte Tag des Jahres nach Papst Silvester I. benannt, der am letzten Tag des Jahres 335 verstarb. 2022 verstarb ein noch größerer Papst an diesem Tag. Sollte er tatsächlich heiliggesprochen werden, wird man den letzten Tag des Jahres vielleicht künftig „Benedikt“ nennen.

Mit den besten Grüßen
aus Marienfried,
Rektor Georg Alois Oblinger



„Kehrt um zum Herrn, eurem Gott“

(Prophet Joel)

Predigt von Papst Benedikt XVI. zum Aschermittwoch 2013

Heute, am Aschermittwoch, beginnen wir einen neuen Weg der Fastenzeit – einen Weg, der sich über vierzig Tage hinzieht und uns zur Osterfreude des Herrn, zum Sieg des Lebens über den Tod führt. Nach der uralten römischen Tradition der Stationskirchen in der Fastenzeit haben wir uns heute zur Feier der Eucharistie versammelt. Diese Tradition sieht vor, dass die erste statio in der Basilika Santa Sabina auf dem Aventinhügel stattfindet. Die Umstände ließen es ratsam erscheinen, sich im Petersdom im Vatikan zu versammeln. Heute Abend sind wir in großer Zahl hier am Grab des Apostels Petrus, auch um seine Fürsprache für den Weg der Kirche in diesem besonderen Augenblick zu erbitten und unseren Glauben an den obersten Hirten, Christus, den Herrn, zu erneuern. Für mich ist das eine günstige Gelegenheit, allen – speziell den Gläubigen der Diözese Rom – zu danken, während ich mich anschicke, meinen Petrusdienst zu beenden, und um ein besonderes Gebetsgedenken zu bitten.

Die vorgetragenen Lesungen geben uns Anregungen, die wir in dieser Fastenzeit mit Gottes Gnade in Haltungen und konkretes Verhalten umsetzen sollen. Die Kirche stellt uns wieder neu vor allem die nachdrückliche Ermahnung vor Augen, die der Prophet Joël an das Volk Israel richtet: »Kehrt um zu mir von ganzem Herzen mit Fasten, Weinen und Klagen« (2,12). Die Worte »von ganzem Herzen« sind dabei zu unterstreichen; sie bedeuten: vom Zentrum unserer Gedanken und Gefühle her, von den Wurzeln unserer Entschlüsse,

Entscheidungen und Taten aus, in einem Akt völliger und radikaler Freiheit. Aber ist eine solche Umkehr zu Gott möglich? Ja, denn es gibt eine Kraft, die nicht in unserem Herzen wohnt, sondern dem Herzen Gottes selbst entströmt. Es ist die Kraft seiner Barmherzigkeit. Der Prophet fährt fort: »Kehrt um zum Herrn, eurem Gott! Denn er ist gnädig und barmherzig, langmütig und reich an Güte und es reut ihn, dass er das Unheil verhängt hat« (V. 13). Die Umkehr zum Herrn ist möglich als „Gnade“, denn sie ist Werk Gottes und Frucht unseres Glaubens an seine Barmherzigkeit. Dieses Umkehren zu Gott wird in unserem Leben nur dann konkrete Wirklichkeit, wenn die Gnade des Herrn in unser Innerstes eindringt, es aufrüttelt und uns die Kraft gibt, unser »Herz zu zerreißen«. Wieder ist es der Prophet, der von Gott her diese Worte erschallen lässt: »Zerreißt eure Herzen, nicht eure Kleider« (V. 13). In der Tat sind auch heute viele bereit, angesichts von – natürlich von anderen begangenen – Skandalen und Ungerechtigkeiten „ihre Kleider zu zerreißen“, aber wenige scheinen bereit, auf ihr „Herz“, ihr Gewissen, ihre Absichten einzuwirken und zuzulassen, dass der Herr sie verwandle, erneuere und bekehre.

Dieses »Kehrt um zu mir von ganzem Herzen« ist dann ein Aufruf, der nicht nur den Einzelnen betrifft, sondern die Gemeinschaft. In der ersten Lesung haben wir des Weiteren gehört: »Auf dem Zion stoßt in das Horn, ordnet ein heiliges Fasten an, ruft einen Gottesdienst aus! Versammelt das Volk, heiligt die Gemeinde! Versammelt die Alten,



»Kehrt um zu mir von ganzem Herzen mit Fasten, Weinen und Klagen«

»Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid«



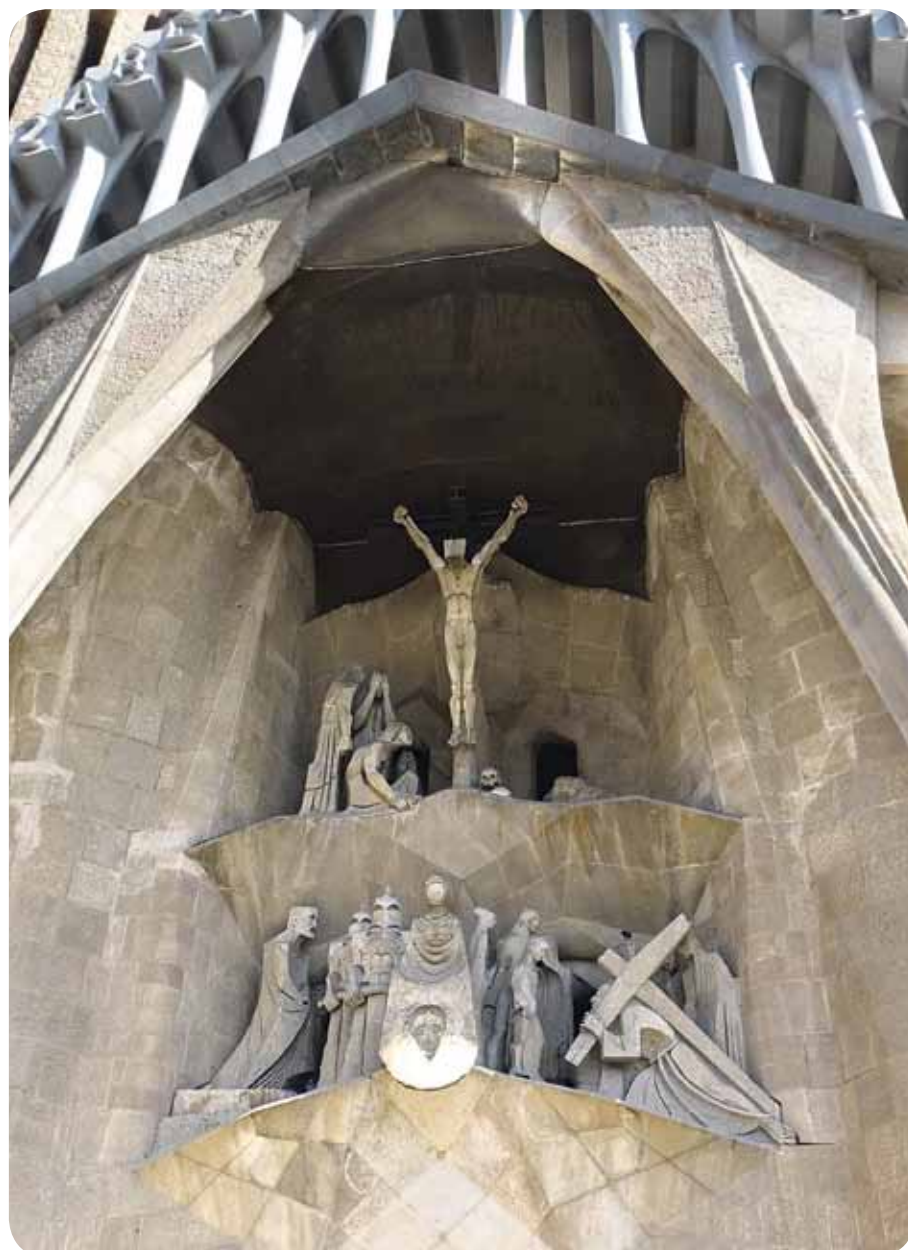
holt die Kinder zusammen, auch die Säuglinge! Der Bräutigam verlasse seine Kammer und die Braut ihr Gemach« (V. 15-16). Der gemeinschaftliche Aspekt ist ein wesentliches Element im Glauben und im christlichen Leben. Christus ist gekommen, »um die versprengten Kinder Gottes wieder zu sammeln« (Joh 11,52). Das „Wir“ der Kirche ist die Gemeinschaft, in der Jesus uns vereint (vgl. Joh 12,32): Der Glaube ist zwangsläufig kirchlich. Und es ist wichtig, sich das in dieser Fastenzeit ins Gedächtnis zu rufen und danach zu leben: Jeder

sei sich bewusst, dass er den Weg der Buße nicht allein antritt, sondern gemeinsam mit vielen Brüdern und Schwestern in der Kirche.

Schließlich kommt der Prophet auf das Gebet der Priester zu sprechen, die sich mit Tränen in den Augen an Gott wenden und sagen: »Überlass dein Erbe nicht der Schande, damit die Völker nicht über uns spotten. Warum soll man bei den Völkern sagen: „Wo ist denn ihr Gott?“« (V. 17). Dieses Gebet lässt uns darüber nachdenken, welche Bedeutung

das christliche Glaubens- und Lebenszeugnis eines jeden von uns und unserer Gemeinschaften für das Gesicht der Kirche hat und wie dieses bisweilen verunstaltet wird. Ich denke besonders an die Vergehen gegen die Einheit der Kirche, an die Spaltungen im Leib der Kirche. Die Fastenzeit in einer intensiveren und sichtbarerem Gemeinschaft mit der Kirche zu leben, indem man Individualismen und Rivalitäten überwindet, ist ein demütiges und kostbares Zeichen für diejenigen, die dem Glauben fern sind oder ihm gegenüber gleichgültig sind.

»Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade; jetzt ist er da, der Tag der Rettung (2 Kor 6,2). Die Worte des Apostels Paulus an die Christen von Korinth erklingen auch für uns mit einer Dringlichkeit, die kein Fernbleiben oder keine Untätigkeit duldet. Der mehrmals wiederholte Ausdruck „jetzt“ besagt, dass man sich diesen Moment nicht entgehen lassen darf, er wird uns wie eine einmalige, unwiederholbare Gelegenheit angeboten. Und der Blick des Apostels konzentriert sich auf das Teilen, das Christus zum Merkmal seines Lebens machen wollte, indem er alles Menschliche annahm bis dahin, selbst die Sünde der Menschen auf sich zu laden. Der Satz des heiligen Paulus ist sehr stark: Gott hat ihn »für uns zur Sünde gemacht«. Jesus, der Unschuldige, der Heilige, »der keine Sünde kannte« (2 Kor 5,21), lädt sich die Last der Sünde auf und teilt mit der Menschheit ihre Folge, den Tod – den Tod am Kreuz. Die Versöhnung, die uns angeboten wird, wurde um einen sehr hohen Preis erkaufte: das auf Golgotha aufgerichtete Kreuz, an das der menschgewordene Sohn Gottes geheftet wurde. In diesem Eintauchen Gottes in das menschliche Leiden und in den Abgrund des Bösen liegt die Wurzel unserer Rechtfertigung. Unser »Umkehren zu Gott von ganzem Herzen« auf unserem Weg in der Fastenzeit geht über das Kreuz, über die Nachfolge Christi auf dem Weg, die zum Kalvarienberg führt, zur vollkommenen Selbsthingabe. Es ist ein Weg, auf dem wir täglich lernen müssen, immer mehr aus





unserem Egoismus und aus unserer Verschlossenheit herauszukommen, um Platz zu machen für Gott, der das Herz öffnet und verwandelt. Und der heilige Paulus erinnert daran, wie die Botschaft des Kreuzes für uns erklingt durch die Verkündigung des Wortes Gottes, dessen Botschafter der Apostel selber ist; eine Ermahnung an uns, damit dieser Weg der Fastenzeit gekennzeichnet sei von größerer Aufmerksamkeit und Beständigkeit im Hören auf Gottes Wort – das Licht, das unsere Schritte erhellt.

In dem Abschnitt aus dem Matthäusevangelium, der zur sogenannten Bergpredigt gehört, bezieht Jesus sich auf die drei grundlegenden Übungen, die das Gesetz des Mose vorsah: Almosen geben, Gebet und Fasten; es sind auch die traditionellen Weisungen für die Fastenzeit, um der Einladung, »von ganzem Herzen zu Gott umzukehren«, zu entsprechen. Doch Jesus unterstreicht, dass es die Qualität und die Wahrheit der Beziehung zu Gott ist, welche die Echtheit jeder religiösen Handlung ausmacht. Deshalb prangert er die religiöse Scheinheiligkeit an, das Verhalten, sich in Szene zu setzen, sowie die Haltungen, die Beifall und Zustimmung suchen. Der wahre Jünger dient nicht sich selbst oder der

„Öffentlichkeit“, sondern dem Herrn, in Einfachheit und Großherzigkeit: »Und dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten« (Mt 6,4.6.18). Unser Zeugnis wird immer um so wirksamer sein, je weniger wir unsere eigene Ehre suchen und uns bewusst sind, dass der Lohn des Gerechten Gott selber ist, das Vereint-Sein mit ihm – hier unten auf dem Weg des Glaubens und am Ende des Lebens im Frieden und im Licht der Begegnung von Angesicht zu Angesicht mit ihm für immer (vgl. 1 Kor 13,12).

Liebe Brüder und Schwestern, beginnen wir diesen Weg durch die Fastenzeit voll Zuversicht und Freude. Möge die Einladung zur Bekehrung, die Aufforderung, »von ganzem Herzen zu Gott umzukehren«, laut in uns erklingen, so dass wir seine Gnade annehmen, die uns zu neuen Menschen macht mit jener überraschenden Neuheit, die Teilhabe am Leben Jesu selbst ist. Niemand soll also taub sein für diesen Aufruf, der auch aus diesem schlichten, so einfachen und zugleich so eindrucksvollen Ritus der Auflegung der Asche zu uns spricht, den wir gleich vollziehen werden. Es begleite uns in dieser Zeit die Jungfrau Maria, Mutter der Kirche und Vorbild jedes wahren Jüngers des Herrn. Amen!



Kirche = Welt: eine Gleichung, die nicht aufgeht

Aus der Silvesterpredigt 2022

Die Silvester-Predigt von Bischof Bertram Meier wurde der Redaktion am 30.12.2022 gegen Abend zur Verfügung gestellt. Zu diesem Zeitpunkt war Papst Benedikt XVI. em. noch nicht gestorben. Wir geben deswegen nur den ersten Teil dieser Silvester-Predigt mit der Gesamtüberschrift „Kirche = Welt: eine Gleichung, die nicht aufgeht“ unseren Lesern zur Kenntnis.



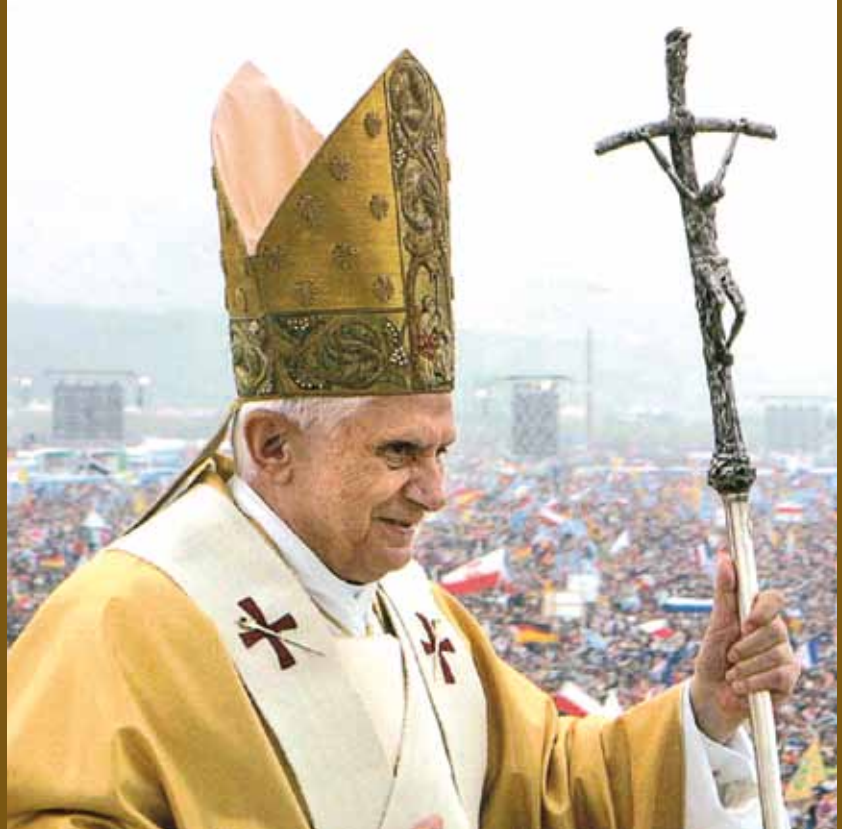
Vor gut zehn Jahren (2011) platze im Konzerthaus in Freiburg eine Bombe. Der „Bombenleger“ war kein geringerer als der damalige Papst Benedikt XVI. Die versammelten Menschen waren feierlich gestimmt, als der Papst ein Wort ins Spiel brachte, das die Zuhörer überraschte. Viele zuckten zusammen. Manche reagierten schockiert, andere empört. Das Wort ist in der Tat so ungewöhnlich, dass das Korrekturprogramm eines normalen Computers es bis heute als Fehler markiert. Was damals wie eine Bombe einschlug, heißt „Entweltlichung“.

Es trifft den Kern dessen, was christliche Existenz ausmacht: sowohl die Bewegung Gottes auf die Welt hin, wie wir sie an Weihnachten feiern, als auch die Distanzierung von der Welt, weil die Nachfolge Christi sich nicht so sehr an den Wegweisern der Welt orientieren soll, sondern sich am Gebet Jesu für seine Jünger ausrichtet: „Wir sind zwar in der Welt, aber nicht von der Welt“ (vgl. Joh 17, 15f). Um es klar zu stellen: Entweltlichung ist niemals Flucht aus der Welt. Die Kirche darf sich nicht aus der Weltverantwortung stellen, sie darf sich nicht vor der Welt drücken. „Die Kirche taucht ein in die Hinwendung des Erlösers zu den Menschen. Sie ist, wo sie wahrhaft sie selber ist, immer in Bewegung, muss sich fortwährend in den Dienst der Sendung stellen, die sie vom Herrn empfangen hat. Und deshalb muss sie sich immer neu den Sorgen der Welt öffnen, zu der sie ja selber gehört, sich ihnen ausliefern, um den heiligen Tausch, der mit der Menschwerdung begonnen hat, weiterzuführen und gegenwärtig zu machen.“

Wenige Stunden, bevor wir über die Schwelle von 2022 ins neue Jahr 2023 treten, lade ich Sie ein, mit mir ein paar Gedanken zu teilen, die uns helfen, das alte Jahr zu verabschieden und zugleich das neue anzugehen. Denn die Fragen und Herausforderungen nimmt uns der Jahreswechsel nicht ab.

„Entweltlichung“: die Renaissance eines missverstandenen Wortes

Manchmal nützt es, ein Wort aus einer gewissen Distanz heraus neu zu lesen und besser zu verstehen. Wenn wir von der Entweltlichung der Kirche sprechen, dann ist damit weder eine weltfremde noch eine weltvergessene Kirche gemeint. Im Gegenteil: Unser Ziel muss sein, als Salz und Sauerteig in die Welt hinein zu wirken. Das bedeutet: Die Bereitschaft, sich zu distanzieren, ist Voraussetzung dafür, sich profiliert zu engagieren. Das Wort, das Paulus an die Römer schrieb, ist also aktueller denn je: „Gleicht euch nicht dieser Welt an!“ (Röm 12,2). Martin Luther übersetzt plastisch: „Stellt euch nicht dieser Welt gleich!“ Das Gegenteil von Entweltlichung ist Verweltlichung. Wo Kirche und Welt ineinander aufgehen, machen sie sich verzichtbar. Wenn die Welt von der Kirche dominiert wird, besteht die Gefahr des Gottesstaates, der Theokratie. Und wenn die Kirche von der Welt verschluckt wird, ist sie stromlinienförmig; auf Dauer macht sie sich überflüssig. Sie hat ausgedient. Kirche = Welt; Welt = Kirche: Diese Gleichung geht nicht auf. Ergebnis: eine Kirche ohne Profil und ohne Kraft. ■



Nachruf auf Papst Benedikt XVI.

Die Eckdaten des Erdenlebens des emeritierten Papstes Benedikt XVI. sind Deutung eines großen Lebens. An einem Silvestertag, da man mit dem Ende eines Jahres die Begrenztheit des irdischen Lebens zu bedenken hat, schloss Benedikt XVI. die Augen. Von Gott zu Großem erschaffen, aber auch Erbe der Sünde und durch diesen Nachlass belastet, das ist der Mensch. Von Gott zu Großem berufen, das war der Verewigte, dessen wir gegenwärtig besonders gedenken: Ein Gigant des Denkens.

Beim Nachdenken, wer wohl der bedeutendste Denker sei, den Deutschland heutzutage der Welt geschenkt habe, wird Freund wie Feind immer der Name Ratzinger einfallen, schlechthin einfallen müssen.

Ich fühle mich nicht berufen, den Theologen Ratzinger fachlich zu würdigen. Aber als interessierter Laie auf diesem Feld verweise ich gern auf zwei Themen seines Lehrens, die Eschatologie und die jüdische Wurzel des christlichen Kirchenbaumes (Röm. 11,16 ff). Was die Eschatologie angeht, von der ein Lehrbuch und eine Enzyklika handeln, hat man Ratzinger gut geschrieben, im neuzeitlichen Disput über Tod und Auferstehung „die Seele gerettet“ zu haben. Und was das Judentum angeht, greife

ich gern zur großen Trilogie „Jesus von Nazareth“, in der der päpstliche Autor immer wieder den Blick darauf weitet, ohne die Vollendung der Wahrheit infrage zu stellen.

Als deutscher Politiker verweise ich schließlich auf Benedikts Rede vor dem deutschen Bundestag am 22. September 2011. Ich halte sie für die größte Stunde unseres Parlaments seit dessen ersten Zusammentritt im Jahr 1949. Denn hier wurde der Grund politischen Lebens offengelegt und fundamental gedeutet. Diese Deutung erfolgte nach jener klassischen katholischen Naturrechtslehre, von der man hierzulande auch im kirchlichen Publikums- und Bildungsbetrieb kaum noch etwas oder gar nichts mehr hört. Diese Rede reihte sich in eine Überfülle kluger und gelehrter Darlegungen zu Fragen der Zeit, die wir dem einst gefragten Autor und Vortragsredner verdanken. Jener Ratzinger, den man auch „Mozart der Theologie“ nannte, tat das mit einer wohl auch seiner Musikalität verpflichteten Sprachgewalt, die eigentlich so gar nicht „gewaltig“ war, sondern in ihrer Sachbezogenheit klar und lesbar.

Aus dem Nachruf von
Bernhard Mihm, Paderborn

Bote unsterblicher Liebe

Auf Wiedersehen, verehrter lieber Papst Benedikt!

Es war ein Traum, der eigentlich nicht in Erfüllung gehen konnte. Zu Vieles sprach dagegen: der Hass, der dem Präfekten der Glaubenskongregation, den man auch Panzerkardinal nannte, schon lange entgegenschlug, die Tatsache, dass Joseph Kardinal Ratzinger Deutscher war und auch, dass der große Theologe noch so viele Bücher schreiben wollte.

Doch dann geschieht das Unwahrscheinliche: Weißer Rauch steigt an diesem 19. April 2005 über den Dächern des Vatikans auf, verkündet, dass die Christenheit einen neuen Papst habe und dann steht auf der Loggia des Petersdomes im weißen Gewand des Papstes Joseph Kardinal Ratzinger.

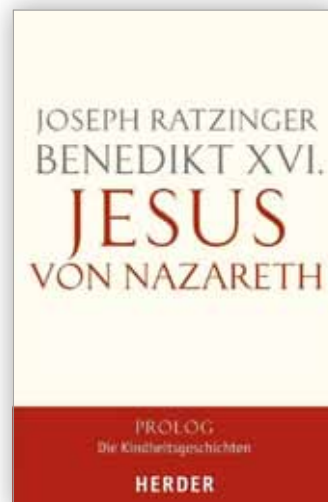
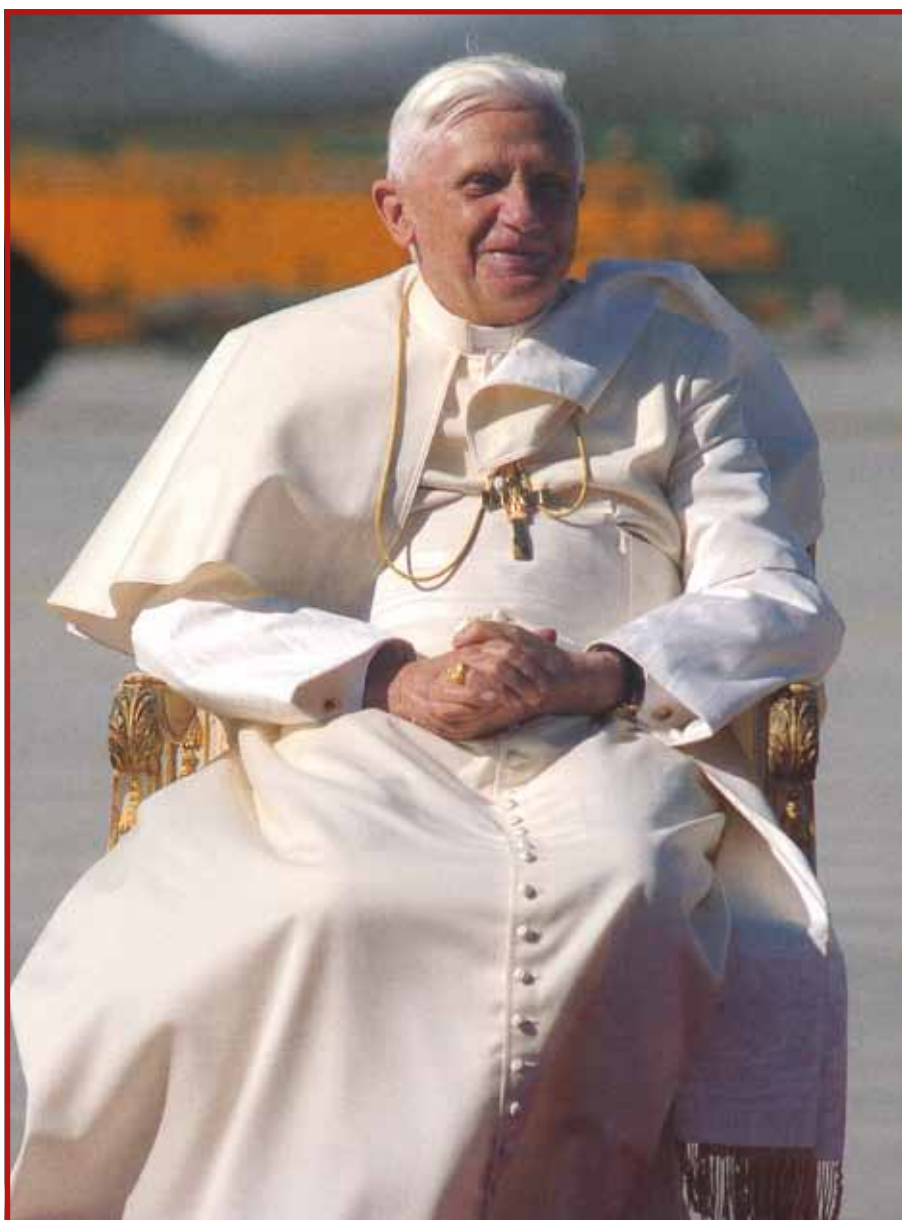
Mein Traum von dem künftigen Hirten unserer Kirche war wahr gewor-

den. Es war einer der schönsten Tage meines Lebens.

Für Papst Benedikt war es wohl das Gegenteil. „Als langsam der Gang der Abstimmungen mich erkennen ließ, dass sozusagen das Fallbeil auf mich herabfallen würde, war mir ganz schwindelig zumute“ berichtet Benedikt später seinen Landsleuten. Er hatte geglaubt, sein Lebenswerk getan zu haben.

Am Tag seiner Amtseinführung sagt der Papst in seiner Predigt, ein Regierungsprogramm wolle er nicht vorlegen. Er wolle den Menschen Gott zeigen, denn erst „wo Gott gesehen wird, beginnt das Leben richtig. ... Wir sind nicht das zufällige und sinnlose Produkt der Evolution. Jeder von uns ist Frucht eines Gedankens Gottes. Jeder ist gewollt, jeder ist geliebt, jeder ist gebraucht.“ Und er prägt ein Wort, das zu einem wunderbaren Slogan geworden ist: „Wer glaubt, ist nicht allein!“

Mitarbeiter der Wahrheit will der Nachfolger Petri sein, den der Spiegel bald „Professor Papst“ nennt, der sich selbst aber nur als einfachen Arbeiter im Weinberg sieht. Nach den „großen“ müsse es auch „kleine Päpste“ geben – so tröstet er sich wohl selbst.



Diese Demut des großen Gelehrten, der einer der intelligentesten Denker des Abendlandes war, prägt sein ganzes Leben. Im Vorwort zum ersten Band seiner Bücher über Jesus von Nazareth beispielsweise schreibt der Papst, dieses Buch sei in keiner Weise ein lehramtlicher Akt, „sondern einzig Ausdruck meines persönlichen Suchens »nach dem Angesicht des Herrn« (vgl. Ps27,8). Es steht daher jedermann frei, mir zu widersprechen. Ich bitte die Leserinnen und Leser nur um jenen Vorschuss an Sympathie, ohne den es kein Verstehen gibt.“

Zwar staunt man noch über seine Enzyklika „Deus Caritas est“, die so gar nicht streng, sondern eher poetisch und doch richtungsweisend ist. „Am Anfang des Christseins“ erklärt er da, „steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt.“

Den erbetenen Vorschuss an Sympathie erhält der Papst kaum. Schnell macht sich die sprungbereite Feindseligkeit vieler Kritiker immer mehr bemerkbar.

Am Karfreitag 2005 hatte Joseph Ratzinger während des Kreuzwegs im Kolosseum den Missbrauch durch Priester in scharfen Worten verurteilt: „Wieviel Schmutz gibt es in der Kirche und gerade auch unter denen, die im Priestertum ihm ganz zugehören sollten.“

Fünf Jahre später klagt er in einem Schreiben jene Priester in Irland, die Kinder missbraucht haben, so an: „Ihr habt das Vertrauen, das von unschuldigen jungen Menschen und ihren Familien in Euch gesetzt wurde miss-

braucht, und Ihr müsst Euch vor dem allmächtigen Gott und vor den zuständigen Gerichten dafür verantworten.“ Die Bischöfe, die „bei der Anwendung der seit Langem bestehenden Vorschriften des Kirchenrechts zu sexuellem Missbrauch von Kindern bisweilen furchtbar versagt haben“, fordert er auf, mit den staatlichen Behörden zusammenzuarbeiten. Dennoch wird dem Papst vorgeworfen, er habe im Kampf gegen den Missbrauch versagt.

Sicher haben die ständigen Angriffe mit dazu beigetragen, dass Benedikt am 12.2.2013 seinen Rücktritt für den 28. Februar bekannt gibt. Er erklärt, dass sowohl seine körperliche als auch die geistige Kraft in den vergangenen Monaten derart abgenommen habe, dass er sein Unvermögen erkennen müsse, den ihm anvertrauten Dienst weiter gut auszuführen.

Das letzte Mal spricht er öffentlich auf der mittleren Loggia des Apostolischen Palastes von Castel Gandolfo. Er sagt den vielen Menschen, die sich versammelt haben, um ihren Papst noch einmal zu hören, er sei nun nicht mehr oberster Hirte der katholischen Kirche. „Ich bin einfach ein Pilger, der nun die letzte Etappe seines Weges auf dieser Erde antritt. Aber ich möchte weiterhin, mit meinem Herzen, mit meiner Liebe, mit meinem Gebet, mit meinem Denken, mit allen meinen geistigen Kräften für das allgemeine Wohl, für das Wohl der Kirche und der Menschheit weiterarbeiten.“ Noch einmal segnet er die Menschen und bedankt sich. „Danke und gute Nacht! Danke euch allen!“ Er, den so viele als unnahbar und abgehoben betrachtet haben, er sagt an diesem letzten Abend seines Pontifikats, an diesem

auch für ihn ganz besonderen Tag, schlicht Danke und gute Nacht!

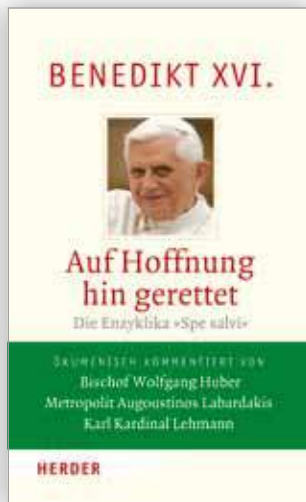
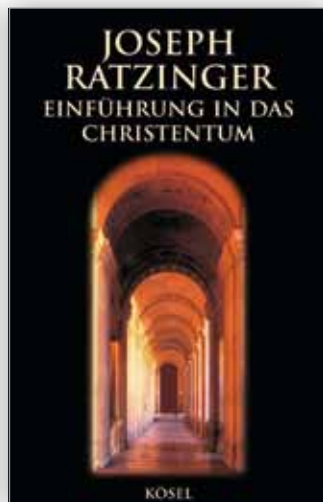
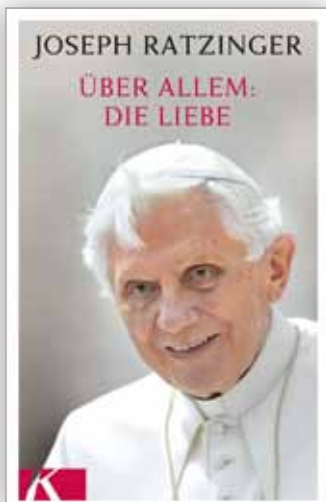
An diesem Tag haben viele Menschen geweint. Dieser Abschied fiel sehr schwer.

Was bleibt nach dem Tod dieses wunderbaren Papstes? Der Schatz all seiner Bücher, die für immer Wegweiser der Kirche sein können, die Klarheit seiner Gedanken und Worte, die Erinnerung an seine Freundlichkeit und sein manchmal etwas scheues Lächeln, seine Zugewandtheit und so unendlich viel mehr. Es bleibt auch die Erinnerung an ein großes Pontifikat und einen eben doch sehr großen Papst, der sich unablässig darum bemühte, klar zu machen, dass Vernunft und Glaube zusammen gehören.

Nun ist Papst Benedikt heimgegangen zu seinem und unserem Vater. In „Dogma und Verkündigung“ schrieb er, in Gottes Liebe gründe unsere Ewigkeit. „Wen Gott liebt, der vergeht nicht mehr. In ihm, in seinem Gedenken und Lieben lebt nicht nur ein Schatten unserer selbst fort, sondern in ihm, in seiner schöpferischen Liebe, sind wir selber in unserem Ganzen und Eigentlichen für immer bewahrt und unsterblich. Seine Liebe ist es, die uns unsterblich macht, und diese Unsterblichkeit gewährende Liebe, sie ist es, die wir „Himmel“ nennen. Der Himmel ist so gar nichts anderes als eben dies, dass Gott groß genug ist, um auch für uns geringe Wesen Platz zu haben. Nichts von dem, was uns kostbar und wert ist, wird untergehen.“

Sein kostbares Vermächtnis wird auch bei uns Irdischen nicht untergehen.

Verehrter, lieber Papst Benedikt: Auf Wiedersehen im Himmel. Und Danke für Ihr ganzes Leben! ■



JEREMIA: „DAS GOTTESWORT SAGEN, OB GELEGEN ODER UNGELEGEN“ (PAULUS)

Mit der Schere kürzen seine Gegner das Gotteswort

Der Jeremia von Wanne-Eickel spricht nur zweimal im Jahr zur Gemeinde. Öfter kommt der alttestamentliche Prophet in der Sonntagsleseordnung nicht vor. In der Laurentiuskirche kann man Jeremia an jedem Sonntag antreffen. Der Bildhauer Josef Rikus hat ihm einen Platz am Ambo gegeben. Mitten im Feuer sitzt er, die Schriftrolle behütend.

Im Jeremia-Buch, der umfangreichsten biblischen Schrift, sucht man vergeblich eine Szene, wo er im Feuer die Pergamentrolle schützt und rettet. Beim späteren Propheten Daniel, der aus dem Feuerofen, ist Jeremia immerhin erwähnt. „Feuer“ erlebt und erleidet Jeremia andauernd. 40 Jahre lang muss er Ausschluss, Verachtung, Verfolgung, Anschläge, Gefangenschaften aushalten. Keiner will ihn zum Freund, erst recht nicht zum Ehemann. Rikus' Motiv trifft es haargenau.

Weswegen ist Jeremia bedroht? Wegen der „Worte des Herrn“. Die liegen ihm im Gesetz des Mose vor. Und die hört er innerlich so deutlich, dass er sie nicht mehr verdrängen kann und verleugnen will. Laut soll er sie vor Beamten, Königen, Priestern, Hofpropheten und vor allem Volk vortragen. Stehlen, morden, Ehe brechen, dem Baal nachlaufen, das wird unerbittlich bestraft. Nur den Tempel zu besitzen, reicht nicht. Eine Hoffnung gibt es: Du darfst umkehren zum Herrn (Jer 4,1), aber du musst es auch. Volk und Obrigkeit, weltliche und religiöse, sie tun es nicht. So sind neun von zehn Sätzen des Jeremia Gerichtsworte, Unheilsworte. Wer hält es mit so einem Dauerstörer aus? Niemand.

In den Tempel darf Jeremia nicht mehr hinein (Jer 36,5). Zu oft hat er die Leute genervt: Ihr lauft fremden Göttern hinterher wie eine brünstige Kamelstute, wie eine wilde Eselin. Einmal zerdeppert Jeremia vor allen Leuten einen Krug. So werdet ihr zerschlagen, eure Stadt, euer Tempel. Niemand will ihn mehr hören. Doch Jeremia findet einen Weg, Gottes Wort im Tempel zu verkünden, ja bis heute hörbar zu machen. Seinem Schreiber Baruch diktiert er die Worte des Herrn. Alle, die er gehört hat vom Tag seiner Berufung an, 626 vor Chr., bis zum Dezember 605 vor Chr., dem 5. Jahr des Königs Jozakim. Mit dieser Schriftrolle geht Baruch ins Heiligtum. Immerhin, man lässt ihn vortragen, all die harten Worte des Herrn, bis einer ins Regierungsgebäude läuft. Die Beamten erschrecken. Die Rolle wird zum König gebracht.

Der weiß, wie man ärgerliches Gotteswort bearbeitet. Mit der Schere. Nach jedem Lektüreabschnitt schneidet er ein Stück ab und wirft es in den Ofen. Streifenweise, scheinbarweise verschwindet das Gotteswort.

Sören Kierkegaard drückt es so aus: Schon seit vielen Menschenaltern versucht man das Christentum zu mindern, es milder und zahmer zu machen. Bis es zuletzt kein Christentum mehr ist. Es sei Geschwätz, dass das Christentum die Welt durchdringe. Am Ende nagt und nutzt doch die Welt das Christentum ab. Begeistert wird auch Kierkegaard in seiner dänischen Staatskirche nicht gerade aufgenommen.



*Jeremia schaut grimmig und zeigt auf die Buchrolle
(Kanzelbild in der Herz-Jesu-Kirche, Bochum-Werne)*

Auch und gerade in unseren Tagen werden am Gotteswort Streifen abgeschnitten und entsorgt, nach und nach, manchmal ganz schmale, so dass man es nicht gleich merkt. Man nennt es Neuinterpretation, Aktualisierung. Im Namen der bunten Vielfalt werden Kernstücke des Katholischen entsorgt. Im bischöflich unterstützten ökumenischen Theologenvotum „Gemeinsam am Tisch des Herrn“ (2019) sucht man Begriffe des Trienter Konzils vergeblich. „Wahrer“, „wahrhafter“, „wirklicher“, „wesentlicher“ Leib Christi ist vom Konzilsdekret abgeschnitten und entsorgt. Die harten Worte aus der johanneischen Brotrede sind in ökumenischem Entgegenkommen



*Jeremia schützt die Schriftrolle im „Feuer“
(Ambo von Josef Rikus in St. Laurentius Herne-Wanne)*

freundlicher interpretiert. In dem Ökumenepapier wird zugestanden, dass Christi Gegenwart den eucharistischen Gaben nur bei „stiftungsgemäßigem Gebrauch“ zugesagt ist. Dass die Protestanten darunter verstehen: nur bis zum Genuss der heiligen Kommunion, nicht mehr anschließend bei der Aufbewahrung im Tabernakel, das wird nicht laut gesagt. Wieder ein Scheibchen katholischer Wahrheit weniger!

Ebenso geht es mit Jesu Lehre zur Ehe, die schon bei den Aposteln auf Gegenwind stieß. Ein Mann, eine Frau, ein Fleisch. Dann ist es besser nicht zu heiraten. Wenn man nur genug Worte macht und sagt, es komme auf Einstellung und Geist an, dann kann man einige Härten Jesu vernebeln und vergessen machen. König Jojakim mit Schere und Ofen lässt grüßen. Sogar der wenig kirchenfreundliche Hegel sagt einmal: In den Glaubenslehren mancher „Theologen wird man finden, dass die Dogmen bei ihnen sehr dünne geworden und zusammengeschrumpft sind, wenn auch sonst viele Worte gemacht werden“.

Jeremia weiß, was zu tun ist. Er hat das Gotteswort vollständig in seinem Inneren gespeichert. Wort für Wort hat es sich eingebrannt, nicht nur so ungefähr. Jeremia diktiert dem Baruch alles noch einmal, Wort für Wort dieselben Worte des Herrn. Und noch weitere dazu. Ein neuer König kommt, der letzte in der Königsreihe, Zidkija. Auch er hört nicht. Er wirft Jeremia schließlich in eine Zisterne voller Schlamm. 40 Jahre steht der Prophet im Feuer. 40 Jahre brennt aber auch das Feuer in ihm (Jer 20,9), das Gotteswort zu sagen, ob gelegen oder ungelegen, immer zu seinem Nachteil. „Das Wort des Herrn bringt mir den ganzen Tag nur Hohn und Spott.“ (Jer 20,8)

An wenigen Stellen schaut Jeremia über den Untergang der Stadt (587 vor Chr.), über die babylonische Gefangenschaft hinaus, auf den „neuen Bund“ (Jer 31,31ff) hin. Christus adelt Jeremia. Am letzten Abend seines Lebens denkt er an den leidensfähigen Propheten. Er setzt dessen Wort vom „neuen Bund“ für immer ein ins Zentrum seines Herrenmahles. Wenn wir die Wandlungsworte der heiligen Messe hören, sollen wir wenigstens manchmal an den denken, der diese außerordentliche Prophezeiung machte, Jeremia. ■

Wie den Glauben heute verkündigen:

Durch Zeugnis – Eifer – persönliche Beziehung zu Gott

Wie soll der christliche Glaube den Menschen vermittelt, verkündet werden? Diese Frage ist heute drängend, wie vielleicht noch nie. Das Glaubenswissen ist bei den meisten nahe dem Nullpunkt, das Interesse am christlichen Glauben ist sehr gering, wenn auch die Sehnsucht nach einem erfüllten Leben nach wie vor da ist. Und genau dieses Leben in Fülle bietet ja das Christentum. Warum aber gelingt es so schwer, Menschen für

die christliche Botschaft zu gewinnen? Ein ganz wichtiger Grund dafür scheint mir darin zu liegen, dass sich viele nicht von dem Bild einer Volkskirche verabschieden können, einer Kirche, in der das Volk, die Menschen eines Landes, einer Region, hineingeboren wurden und darin auch blieben – und den Glauben selbstverständlich lebten und damit auch Kirche mitgestalteten, durch ihr Zeugnis, ihr Ja für Christus und seine Botschaft.

Heute ist es alles andere als selbstverständlich, Christ zu sein. Darüber hinaus gibt es auch noch viele, die – noch ein wenig in einer volksskirchlichen Tradition verhaftet – um die Taufe oder Teilnahme an der Erstkommunion und Firmung für ihre Kinder bitten, aber gar nicht daran denken, diesen Kindern den Glauben weiterzugeben oder die Sakramentenvorbereitung mitzutragen – eine in meinen Augen sehr problematische Haltung. Freilich gibt es in seltenen Fällen noch im Glauben verwurzelte Familien, die ihre Kinder ehrlichen Herzens zu den Initiationssakramenten führen, aber dies sind wirklich Ausnahmen.

Jesus selbst hat nun mehrere wertvolle und im wahrsten Sinne gottgegebene Ratschläge gegeben, wie der Glaube auch gut in einer Gesellschaft wie der unseren vermittelt werden kann.

An erster Stelle steht dabei das persönliche Zeugnis. Das Wort von der Stadt auf dem Berg und dem Licht der Welt aus der Bergpredigt (Mt 5, 14) braucht im letzten gar nicht weiter kommentiert zu werden. Wenn Menschen, die auf der Suche nach einem erfülltem Leben sind, anderen begegnen, die einen Weg dorthin gefunden haben, so werden sie neugierig. Das bedeutet allerdings nicht, dass Christen immer nur erlöst aussehen müssen – wie es einst Friedrich Nietzsche forderte.

Jesus fand drastische Worte, wenn man allzu gedankenlos Gnadengaben an Menschen verteilt, die sie nicht wirklich annehmen wollen: Man solle das Heilige nicht vor die Hunde und Perlen nicht vor die Säue werfen (Gemälde von Pieter Brueghel dem Älteren).





Grundsätzlich aber soll der Christ liebevoll und mit Eifer die Botschaft aussäen, auch wenn sie nicht überall fruchtbaren Boden findet („Das Gleichnis vom Sämann“ aus dem Hortus Deliciarum).

Allerdings braucht es Gläubige, die wirklich mit Eifer den Weg mit Jesus Christus gehen, weil dieser Weg ihrem Leben Sinn gibt – gerade auch in der Hoffnung auf ein Leben in der kommenden Welt. Überzeugte und überzeugende Christen sind dabei nicht fehlerfrei und sündenlos, sie gestehen sich aber ein, nicht perfekt zu sein, und vor allem resignieren sie nicht – fangen nie an aufzuhören und hören nie auf, wieder neu anzufangen. Dabei wissen sie um die Unterstützung Jesu, dessen vergebende Kraft sie immer wieder suchen, indem sie regelmäßig das Bußsakrament empfangen.

Wichtig ist allerdings auch, dann darauf zu vertrauen, dass Gott wirklich einen Neuanfang ermöglicht, dass er unser Leben begleitet und unterstützt und unterstützt. Überhaupt ist Vertrauen ein ganz wichtiges Kennzeichen des Christen. Und vielleicht ist das Christentum auch hierzulande in einer Krise, weil es vielen an Gottvertrauen fehlt. Ist unsere Kirche in Deutschland nicht viel zu stark an weltliche Sicherungssysteme gebunden, bis hin zur Kirchensteuer? Hängt die Sorge, dass viele aus der Kirche austreten, nicht oft auch damit zusammen, dass die Kirchensteuer nicht mehr fließt? Die Angst vor einer armen – dafür aber entweltlichten – Kirche scheint sehr groß

zu sein. Das erweckt nach außen den Eindruck: Kirche braucht irdische, auch finanzielle Sicherheiten und zwar solche, die ein gut bürgerliches Leben möglich machen. Aber ist es nicht so, dass der Christ gerade nicht auf solche Sicherheiten bauen soll, und hat nicht das Christentum gerade da sein Potential, wo die Grenzen und die Brüchigkeit irdischer Sicherheiten bewusst und gegenwärtig sind – angefangen von persönlichen Schicksalen wie Krankheit und dem Verlust geliebter Mitmenschen bis hin zu Naturkatastrophen, wo Menschen ihr ganzes Eigentum verlieren können und drohender Kriegsgefahr? Da ist es höchste Zeit, sich ganz und gar unter den Schutz des Höchsten zu stellen, wie es das Psalmwort sagt. Aber wie intensiv und wie glaubwürdig vermittelt die Kirche in ihrer Wahrnehmung von außen dieses Vertrauen?

Es lohnt sich, auf die Konzerthausrede des emeritierten Papstes Benedikt XVI. zu schauen, die er zum Abschluss seiner letzten Deutschlandreise am 25. September 2011 in Freiburg im Breisgau gehalten hat. Diese Rede, in meinen Augen ein echtes Vermächtnis des Papstes, wurde vor allem dadurch bekannt, dass Benedikt XVI. hier die Entweltlichung der Kirche fordert. Sehr hell-sichtlich charakterisiert er hier die

reale Gestalt der Kirche so: „Sie gibt nicht selten Organisation und Institutionalisierung größeres Gewicht als ihrer Berufung zu der Offenheit auf Gott hin, zur Öffnung der Welt auf den Anderen hin.“ Zugespißt gesagt: Im Grunde warnt der Papst vor einer Kirche, die tatsächlich gottvergessen ist. Ihr fehlt die wirkliche Bindung an den liebenden Gott und damit auch das Vertrauen auf ihn.

Die – voll und ganz dem Evangelium entsprechende – Alternative ist eine Kirche, die sich allein an dem liebenden Gott festmacht, die dem vertraut, der alles zum Guten wendet. Es ist eine Kirche, der sehr bewusst ist, wie nichtig das Irdische ist. Geld und Ruhm, ja auch Gesundheit, all das ist brüchig – aber Gott bleibt uns treu. Gott allein genügt, und in dieser Haltung kann ich auch den Menschen mit echter Güte und Liebe begegnen und übrigens ebenso in materieller Not helfen, denn auch wenn irdischer Reichtum sehr brüchig ist, so gibt es doch die christliche Verantwortung, Menschen materiell zu helfen, wenn sie etwa in finanzielle Not geraten sind oder in Krankheit, Behinderung oder Alter der Pflege bedürfen. Dabei darf aber der Helfende nie die geistige Dimension vergessen, dass am Ende Gott es ist, der alles zum Guten wendet. Caritas und Gottvertrauen gehören für den Christen zusammen.

In dieser Haltung, seiner liebevollen Zuwendung zum anderen, soll der Christ aber nicht geizig sein. Er soll verschwenderisch aussäen, wie Jesus es im Gleichnis vom Sämann ausdrückt (Mt 13,1-23), der ganz viele Körner aussät, von denen nur ein kleiner Teil fruchtbaren Boden findet. Dieses Gleichnis ist ein ermutigender Text: Es lohnt sich immer, die Liebe Christi weiterzugeben, auch wenn sich nur wenige wirklich davon anrühren lassen. Christen sollen unter die Menschen gehen und sich nicht scheuen, vom Glauben zu sprechen – nicht aufdringlich, aber doch immer dann, wenn sie gefragt werden. Und sie sollen durch ihren Lebensstil, der von Hoffnung geprägt ist, dafür sorgen, gefragt zu werden.

So können sie jene neugierig machen, die auf der Suche nach mehr sind, nach einem tieferen Sinn, einer tieferen Hoffnung. Einen besonderen Wert haben hier Glaubenskurse, die von gläubigen Menschen getragen werden. Gläubig, das bedeutet, es braucht Menschen, die immer wieder zu Gott die Beziehung suchen und so im Vertrauen zu ihm wachsen. Es braucht keine Christen, die debattieren und Dinge zu Tode diskutieren, sondern solche, die die Christusnähe suchen, im Gebet, in der Anbetung, der Feier der Eucharistie. Und ja, solche Glaubenskurse werden oft genug jahrelang nur von kleinen Kreisen besucht, aber dennoch ist das kein Grund aufzugeben. Wie oft ist in der Bibel die Rede davon, dass das Reich Gottes langsam aber stetig wächst, freilich immer mit der Hilfe Gottes, der wie lebendiges Wasser ist, das das Reich wachsen lässt.

Es gibt allerdings auch Situationen, wo das verschwenderische Aussäen nicht angebracht ist. Denn auch Christen haben begrenzte Ressourcen und müssen sich nicht schamlos ausnützen lassen. Außerdem: Wer immer alles durchgehen lässt aus Liebe wird am Ende nicht mehr ernst genommen und tut auf diese Weise auch der Verkündigung und Verbreitung des Glaubens keinen guten Dienst.

Zurückhaltung ist auch angebracht, wenn es um den Empfang der Initiationssakramente Taufe, Firmung und Erstkommunion geht. Da ist nicht selten zu hören, dass man hier sehr großzügig sein sollte, denn die Taufe und die Feier der Erstkommunion und Firmung könne ja

möglicherweise auf fruchtbaren Boden fallen, wenn man denn nur verschwenderisch aussät. Dies verkennt allerdings die grundlegende Aussage über das Wesen dieser Sakramente: Sie setzen den Glauben voraus und sollen ihn stärken. Das bedeutet, dass Taufe, Firmung und Eucharistie (nicht nur die Erstkommunion) nur dann empfangen werden dürfen, wenn der ernsthafte Wunsch und Wille da sind, aus diesen Sakramenten und damit aus der Liebe zu Gott zu leben. Wenn nun Eltern meinen, sie lassen das Kind jetzt mal taufen – entscheiden, ob es christlich leben will, soll es später –, so ist das eine sehr fragwürdige Haltung. Oft genug steckt dahinter, dass die Eltern sich der religiösen Erziehung entziehen und abwarten, ob sich bei dem Kind später spontan eine echte Liebe zu Gott entwickelt. Wenn das Kind dann nie gläubig wird, ist es für solche Eltern auch gut. Da aber von Nichts Nichts kommt, ist es offensichtlich, dass hier keinerlei Glauben entsteht.

Ähnlich problematisch ist es, wenn Kommunionkindern oder Firmlingen große Geldgeschenke von der Verwandtschaft zugesagt werden, nur damit sie an der Vorbereitung und Feier der Erstkommunion oder Firmung teilnehmen. Auch solche Kinder sieht man meistens nie wieder in der Kirche. Ein wenig erinnert mich das an die Romanfigur der Teta Linek aus Franz Werfels »Der veruntreute Himmel«. Sie hatte ihrem Neffen mit viel Entbehrungen eine Priesterausbildung finanziert, um sich den Himmel zu verdienen. Aber dieser Neffe hat das ganze Geld verprasst und dachte gar nicht daran, einen geistlichen Weg einzuschlagen. Freilich, die hernach zutiefst enttäuschte Teta Linek fand ihren Frieden und den Weg zum Himmel, hatte sie doch nach bestem Gewissen gehandelt – als sie tatsächlich „Perlen vor die Säue“ warf, wie es Jesus einmal ausdrückte (Mt 7,6). Denn »gut« ist nicht immer das gleiche wie »gut gemeint«.

So ist in der Verkündigung immer ein Weg zwischen der großzügigen Aussaat und einer weisen Zurückhaltung zu suchen. Eine liebevolle Offenheit und Wertschätzung gegenüber dem anderen darf nicht bedeuten, heilige Handlungen und Zeichen jenen zu spenden, die keinen Zugang dazu haben und einen solchen auch nicht bekommen wollen. ■

Keusch und nüchtern erzogen, wurde sie eher durch die Eltern untertan als durch die Eltern dir. Im heiratsfähigen Alter wurde sie einem Mann übergeben, dem sie dann diente wie ihrem Herrn. Sie bemühte sich, ihn für dich zu gewinnen, indem sie von dir durch ihre Lebensart sprach. Durch sie hast du bewirkt, dass sie für ihren Mann schön war, wert, mit Respekt geliebt und bewundert zu werden. Seine Untreue ertrug sie in einer Weise, dass sie deswegen nie mit ihm Streit bekam. Sie wartete darauf, dass du dich seiner barmherzig erweistest und dass er, einmal gläubig geworden, auch keusch werde.

Im Übrigen war er ausgesprochen gutwillig, nur sehr jähzornig. Sie verstand es allerdings, ihm in seinem Zorn keinen Widerstand entgegenzusetzen, schon gar nicht in Taten, aber auch nicht einmal mit Worten. War sein Zorn verraucht und er wieder ruhig und ansprechbar, gab sie ihm Rechenschaft von ihrem Verhalten, wenn er sich vielleicht zu unbesonnen aufgeregt hatte.

Viele andere Frauen, die weniger zornige Männer hatten, trugen Spuren von Schlägen im entstellten und dazu entehrten Gesicht. Wenn sie mit ihren Freundinnen darüber sprachen, beklagten sie das Betragen ihrer Männer ... Wie im Scherz erinnerte sie sie ernsthaft daran: Schon an dem Tag, als ihnen die Eheverträge vorgelesen wurden, hätten sie aus diesen erkennen müssen, dass sie Sklavinnen seien, die, wenn sie sich ihrer Rechtslage erinnerten, sehr wohl wüssten, dass sie sich gegen ihre Herren nicht auflehnen dürften. Und wenn die anderen Frauen, die doch wussten, was für einen rohen Ehemann sie zu ertragen hatte, sich wunderten, nie habe man davon ge-

Monika: Friedensstifterin in einer heute kaum mehr verständlichen Weise

Augustinus über seine Mutter

hört oder Spuren davon gesehen, dass Patricius seine Frau geschlagen habe oder sie auch nur einen Tag lang miteinander gestritten hätten, und wenn sie im vertraulichen Gespräch nach dem Grund fragten, dann erklärte sie ihnen ihre soeben genannten Grundsätze. Die Frauen, die sich danach richteten, bedankten sich aufgrund eigener Erfahrung freudig bei ihr; die anderen blieben Sklavinnen und wurden weiter gequält.

Sogar ihre Schwiegermutter, die zuerst durch das Geschwätz böser Mägde gegen sie aufgebracht war, besiegte sie durch gefälliges Benehmen, durch beständige Geduld und Sanftmut, so dass die Schwiegermutter von da an die verleumderischen Mägde, die den häuslichen Frieden zwischen ihr und der Schwiegertochter störten, dem Sohn anzeigte und ihre Bestrafung verlangte. ... Da keine Magd mehr den Mut dazu aufbrachte, lebten sie miteinander in denkwürdig angenehmem Wohlwollen.

Du hast deiner guten Sklavin, in deren Schoß du, mein Gott und deine Barmherzigkeit, mich erschaffen hast, auch dieses große Geschenk gemacht: Wo immer sie konnte, wirkte sie friedensstiftend zwischen Streitenden und Uneinigen, und zwar so, dass sie, auch wenn sie die bittersten Anklagen beider Seiten angehört hatte, wie man sie im aufbrausenden Streit unverdaut ausspuckt, wenn man bei der Freundin über die abwesende Feindin vor roher Wut schnaubt, dann der einen von der anderen nur das berichtete, was zur Versöhnung beitragen konnte.

Das würde ich für kein großes Verdienst halten, hätte ich nicht die schmerzliche Erfahrung gemacht, dass unzählige Leute in unbegreiflicher, abscheulicher Sündenpest,

die weit verbreitet ist, nicht nur den zorngefüllten Freunden die Worte ihrer zorngefüllten Feinde weitersagen, sondern auch noch Dinge hinzufügen, die nicht gesagt worden sind, wo es doch für einen menschlichen Menschen zu wenig sein dürfte, keinen Streit durch böses Reden anzustiften oder zu vergrößern, statt zu versuchen, ihn durch gutes Reden beizulegen. So war es ihre Art; sie hatte es von dir gelernt, ihrem inneren Lehrer in der Schule des Herzens.

Zuletzt hat sie auch noch ihren Mann für dich gewonnen, gegen Ende seines Lebens. Jetzt, nachdem er Christ war, brauchte sie nicht mehr zu beklagen, was sie von ihm erduldet hatte, als er noch nicht glaubte. Sie war auch die Magd deiner Diener. Jeder von ihnen, der sie kannte, lobte, ehrte und liebte in ihr dich,

denn er spürte deine Gegenwart in ihrem Herzen; die Früchte einer heiligen Lebensweise bezeugten sie. Sie war die Gattin eines einzigen Mannes gewesen, hatte ihren Eltern vergolten, was sie ihnen verdankte, hatte fromm ihr Haus geführt; ihre guten Werke legten von ihr Zeugnis ab. Sie hatte ihre Kinder erzogen und jedesmal Geburtswehen erlitten, wenn sie sah, dass sie sich von dir entfernten. Zuletzt hat sie uns alle, Herr, uns, die wir durch deine Gnade deine Diener heißen, uns, die wir, bevor sie entschlief, nach dem Empfang deiner Taufe in dir ein gemeinsames Leben führten, mit solcher Sorgfalt umhegt, als hätte sie uns alle geboren, und hat uns so gedient, als wäre sie unser aller Tochter.

Qu.: Augustinus, Bekenntnisse, Edition Credo, 2022, S. 239-241



„Die Waschdienste der Kirche sind noch gefragt“



Kirchenbilder gibt es viele, Kirche als Mutter etwa, als Familie, als Braut. Lothar Zenetti fügt ein neues hinzu, das der Waschfrau.

Der höchst sprachbegabte Frankfurter Pfarrer Lothar Zenetti starb 2019 im Alter von 93 Jahren. Im neuen Gotteslob finden sich einige seiner Texte, „Das Weizenkorn muss sterben“ und andere. Wenig bekannt ist, dass Zenetti seine Priesterausbildung im Stacheldrahtseminar des Kriegsgefangenenlagers Chartres unter Leitung von Abbé Franz Stock begann.

Gelegentlich werden seine Jahrzehnte alten Texte als unverwüsthliche Poesie auch heute noch weiter gereicht. So tauchte in einer kirchlichen Rundmail jüngst sein Gedicht „Huldigung“ auf. Zenetti preist die Kirche als arme, alte, fleißige, treue Waschfrau. Er lobt sie, weil sie den Dreck von Menschengenerationen wegmacht und abwäscht, weil sie uns als ihren Kindern „Lieder vom einfachen frommen Leben“ singt und weil sie am Ende im Sterben noch bei uns sein wird.

Man fragt sofort: Kann man das heute noch so sagen? Darf man den Text unkommentiert verbreiten? Ist Zenetti da nicht zu naiv? Andererseits ist man trotz des ungewohnten antiquierten Bildes innerlich berührt, spricht einen das Motiv der Waschfrau sofort an. Leser, Hörer fragen unweigerlich: Meine Windeln, meine Schmutzwäsche – hat sie die auch gewaschen? Wo denn und wann denn? Nur langsam dämmert es.

Und plötzlich rückt noch eine Frage in die Mitte, die des Schämens und Verleugnens. Zenetti stellt und beantwortet sie gleichermaßen. Zu der gehörst Du? Immer noch? Viele möchten nichts mehr zu tun haben mit der Beschmutzten. Der Hahn auf dem Kirchturm kräht stumm dreimal. Nach und nach erinnern wir uns, wie sehr sich der Herr mit seiner Kirche identifiziert. Wie er unter ihren Sünden leidet, aber auch unter der Feigheit seiner Jünger. Warum verfolgst Du mich, fragt er Saulus, den Kirchenverächter. Du verleugnest mich, Du schämst Dich meiner, sagt Christus nicht nur dem Petrus, sondern auch uns, wenn wir auf Distanz gehen wollen zu ihm und zu ihr, dieser unansehnlichen Waschfrau Kirche.

Wir wissen, dass die Kirche selber genug Dreck am Stecken hat. Dass sie ein Haufen Sünder ist, besagt schon das allsonntägliche Schuldbekennnis. Sogar Kriminelle gehören zu ihr in all ihren Ständen. Das war schon seit

Die Beueler Waschfrau, Skulptur von Ernemann Sander am Heimathaus Bonn-Beuel.

Huldigung

Kirche, du arme alte Waschfrau:
Ein Leben lang auf den Knien,
bemüht, mit krummem Rücken
und roten rissigen Händen
die schmutzige Wäsche zu waschen
so vieler Generationen,
immer wieder anderen
den Dreck wegzumachen,
bemüht, ein Leben lang
und wie vergeblich dem Staub
zu Leibe zu rücken, dem Schmutz,
dem Rost und den Flecken
mit diesem unbegreiflichen Ehrgeiz,
ein kleines Stück dieser Welt,
wenigstens dieses kleine Stück Boden,
diesen immer wachsenden Berg Wäsche
womöglich weiß und rein zu erschaffen,
wie neu für den heutigen Tag.

Und ich, das Kind,
dem du die Windeln gewaschen
und die Lieder vom einfachen frommen Leben
gesungen hast, sollte mich jetzt deiner schämen,
deiner rauen Hände und deiner grauen Haare
und deines gebeugten Rückens?

Noch wenn ich sterbe, wirst du bei mir sein,
geduldig und deine rauen Hände falten.

(Lothar Zenetti,
in: Auf Seiner Spur, Mainz 2000)



Waschen war in früheren Generationen Schwerarbeit: stark verdreckte Wäsche wegen bäuerlicher Arbeiten, schwere Stoffe, weite Wege zum Wasser oder Feuermachen unter dem Waschkessel, Schrubben mit Waschbrett, Bleichen, Blauen ... Krumme Rücken und rissige Hände der Waschfrauen waren häufig die Folge.

David so, dem König, Mörder, Ehebrecher, dem Vertreter des vorchristlichen Gottesvolkes. Gott verwarf ihn nicht, brauchte ihn noch.

Bis heute betet die Waschfrau Kirche das Asperges aus Davids Psalmen. Schade, dass auch in Coronazeiten, als alle Weihwasserbecken leer geräumt wurden, der Ritus nicht öfter gepflegt wird, sonntäglich, mit immer frischem, von Händen unberührtem Wasser. „Asperges me, Domine, – bespreng, entsündige mich mit Ysop, dann werde ich rein. Wasch mich, dann werde ich weißer als Schnee.“ (Ps 51, 9) Seit der Karolingerzeit verweist das Besprengen der Gemeinde mit geweihtem Wasser auf die reinigende Kraft des Taufwassers.

Wenn natürlich Schuldbekennnis und Vergebungsbite zu Beginn des Gottesdienstes weggelassen werden mit dem Argument, sie störten den Selbstwert der Gläubigen, wenn sogar im höchsten Komitee der Katholiken der Vorsitzende sagt, er kenne dort niemanden, der zur Beichte geht, dem zweiten Reinigungssakrament der Waschfrau Kirche, dann ist klar, dass ihre Waschkdienste nicht verstanden und nicht gebraucht werden. Dann läuft das Bild der Waschfrau-Kirche ins Leere.

Es mag Bequeme und Faule geben im Klerus, in der Laienschaft, bei den Ordensleuten, aber Zenettis Hinweis auf die harten Mühen der Wäscherin Kirche lässt uns doch auch etwa denken an Pfarrer, die bis in den Ruhestand treu ihren Dienst tun, an Laien, die in Diakonie und Katechese den Namen Jesu weiter tragen, fleißig wie eine alte Wäscherin. Bei Zenettis Hinweis auf den krummen Rücken und die rissigen Hände darf auch an die Kette der Bekenner und Märtyrer gedacht werden, die für Jesus ihr Leben eingesetzt haben.

In Bonn-Beuel hat man den dortigen ehemaligen Rheinwäscherinnen ein Denkmal gesetzt, eine Waschfrau aus Bronze. Die Inschrift lautet: „De Welt is e Lake, dat selvs de Beueler net wäsche könne. (Die Welt ist ein Laken, welches selbst die Beueler nicht waschen können.)“ Der Fleiß der Wäscherinnen bei ihren vielen Arbeitsgängen wird schon im Kinderlied besungen: Sie waschen, wringen, hängen, legen, rollen, plätten. Aber für den wirklichen Dreck in der Welt, die persönliche und strukturelle Schuld, braucht es den großen Wäscher Christus, den Fußwäscher, den Schuldabwascher, und seine Gehilfin, die unansehnliche Waschfrau Kirche. ■

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Auguste von Sartorius Netzwerk des Guten

Sie ist fünfzehn Jahr alt als sie etwas tut, was Kindern kaum zuzutrauen ist: Auguste von Sartorius hat von der Not der Kinder vor allem in China und Afrika, aber auch von dem französischen „Werk der heiligen Kindheit“ gehört, das diesen hilft. Etwas Ähnliches will sie nun in ihrer Heimatstadt Aachen gründen.

Das junge Mädchen wächst in einer engagierten katholischen Familie auf. Seine Mutter arbeitet im Vorstand des Frauenvereins, der das Marianum unterhält, ein privates Entbindungshaus für mittellose Frauen. Es ist wichtig, denn in der frühindustriellen Textilstadt Aachen sind viele Menschen bitterarm. Therese Sartorius, verwitwete Lerodt, hat aus erster Ehe drei Töchter, die wesentlich älter als Auguste sind. Als die älteste plötzlich stirbt, wachsen deren sechs Kinder zusammen mit Auguste auf. Da es keine höhere Schule für Mädchen gibt, werden sie von Privatlehrern erzogen.

Mit Freundinnen und anderen Kindern beginnt Auguste Geld zu sammeln, das an den Bischof von Nancy für sein „Werk der heiligen Kindheit“ geht. Doch am 2. Februar 1846 gründet sie ihren „Verein der heiligen Kindheit“. Ein Priester, zufällig ebenfalls namens Sartorius, übernimmt die Leitung und ihr Vater wird Schatzmeister, da Auguste mit jetzt 16 Jahren noch nicht zur Führung berechtigt ist. Pfarrer Sartorius und andere Priester machen den Verein im Religionsunterricht und in Predigten bekannt. Die Mitglieder erhalten Andachtsbildchen, die damals sehr begehrt sind. So steigt ihre Zahl schnell. Zehn Jahre lang leitet Auguste – zunächst inoffiziell – ihren Verein, bis sie in Vaals in den Orden vom „Heiligsten Herzen Jesu“ eintritt. 1856 wird ihre Gründung von Papst Pius IX. anerkannt.

Ihr Verein, auch „Kindheit-Jesu-Verein“ genannt, ist bereits 1860 in allen katholischen Bistümern verbreitet. Sein Einsatz, seine Feste sind lange wesentlicher Bestandteil der religiösen Bildung der Kinder. 1959 entsteht aus ihm die Aktion Dreikönigssingen der Sternsinger, die bis heute mehr als 1,2 Milliarden Euro für mehr als 1.600 Projekte für notleidende Kinder in über 100 Ländern gesammelt hat.

Auguste verbringt ein Jahr ihres Noviziats im Mutterhaus ihrer „Sacré coeur“-Schwestern in Paris, lernt dort noch die Gründerin Sophie Barat kennen, wird schnell wieder nach Vaals geschickt, wo sich im Schloss Blumenthal eine Niederlassung der Schwestern befindet. 1872 erhält sie den Auftrag, im Kloster Marienthal bei Münster ein Noviziat aufzubauen. Doch wegen des Kulturkampfes wird ihr Orden als „jesuitenähnlich“ ausgewiesen. Auguste legt bei Friedrich von Kühlwetter, dem Präsidenten der Provinz Westfalen, Beschwerde ein, doch Marienthal muss geschlossen werden. Die Schwester wird wieder Oberin in Blumenthal, dann in Bois l'Evêque nahe Lüttich. Katechesen für Bergarbeiterfamilien sind ihr hier besonders wichtig.

Die Massenimmigration in die USA führt dazu, dass auch die Schwestern ihres Ordens, die dort seit 1818 arbeiten, immer gefragter sind. Nun benötigen sie eine erfahrungsfähige englischsprachende Leiterin für ihr Vikariat in Louisiana. Auguste reist nach Amerika, sorgt dafür, dass das Vikariat von Mexiko selbständig wird und wird nach zwei Jahren nach Paris zurückgerufen, um

von der Zentrale aus als Stellvertreterin der Generaloberin die amerikanischen Niederlassungen zu betreuen. Als Repräsentantin ihres Ordens ist sie auch 1888 bei den Feierlichkeiten zum Goldenen Priesterjubiläum von Papst Leo XIII. in Rom. Sechs Jahre später wird sie Nachfolgerin der verstorbenen Generaloberin, kann das Amt aber nur zehn Monate ausfüllen. Am 8. Mai 1895 stirbt Auguste Sartorius in Paris an einem Schlaganfall.

Mehr noch als ihr Einsatz als Ordensfrau fasziniert, dass sie schon als Kind Helferin für andere Kinder sein wollte und entsprechend gehandelt hat. Damals haben die Geistlichen in Aachen im Religionsunterricht und



mit Predigten auf diese wichtige Initiative eines jungen Mädchens aufmerksam gemacht, haben sich vernetzt und ein religiöses Werk unterstützt, das immer noch fortwirkt. Papst Pius IX. erhebt es 1922 zum „Päpstlichen Missionswerk der Kinder in Deutschland“.

Im vergangenen Jahr haben die Sternsinger 175 Jahre ihres Bestehens gefeiert. So viel Gutes kann geschehen, wenn viele Menschen zusammenarbeiten. ■

Hubert Gindert:

Warum wir so einsam sind



Daniela Hungbaur hat ihren Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ, 27.12.2022) mit „Wenn Einsamkeit krank macht“ überschrieben. Diese „Einsamkeit“ wird als die „größte Volkskrankheit Deutschlands“ (Stiftung Patientenschutz) bezeichnet. Sie könne jeden in jedem Alter treffen. „Ist sie chronisch, kann sie sogar krank machen“. Die Situation wurde durch die Corona-Pandemie verschärft, weil bisherige Kontakte im Sport und in Freizeiteinrichtungen und durch Homeoffice eingeschränkt wurden.

Hungbaur weist in ihrem Beitrag darauf hin, dass einsame Menschen unter ungesunder Ernährung und Bewegungsmangel neigen und Gefahr laufen, vermehrt nach Alkohol, Tabak und Drogen zu greifen, um ihre Einsamkeit zu übertönen. Das erhöhe das Risiko von Bluthochdruck, Herz-Kreislaufkrankungen und Schlaganfall. Die Verfasserin meint, der bayerische Gesundheitsminister Klaus Holetschek habe das Problem erkannt. Sie führt eine Reihe von vorgeschlagenen oder bereits praktizierten Maßnahmen an wie Plaudertelefon, Treffplattformen, Socialmedia-Beiträge mit Influencern für Jüngere, die Telefon-Engel-Aktion, etc. „Innovative Ideen seien gefragt.“ Insgesamt ginge es darum, „dass sich jeder von uns für das Volksleid sensibilisiert, persönliche Verantwortung zu übernehmen und »Mut zur Ansprache« zu fassen“ ergreift.

Maßnahmen einer Aktivierung sind richtig und ließen sich noch vermehren. Was aber ist mit Alten, Behinder-

ten, die ans Haus gefesselt sind und solche Vorschläge nicht aufgreifen können? Es ist bemerkenswert, dass dem Bericht nach, weder Hungbaur noch dem Gesundheitsminister, nicht die Familien einfallen. Denn eine Familie, die zusammenhält, kann vieles abfedern, was „Einsamkeit“ ausmacht. Ein Gespräch kann den Ärger im Betrieb, in der Schule, auch in Vereinen, zu lösen helfen. Single sind mit ihren vier Wänden allein. Für München werden 50% Single-Haushalte angegeben. Das ist ein Problem. Wo liegen die Ursachen dafür?

Deutschland ist zusammen mit Japan weltweit das kinderärmste Land. Das kann nicht ohne Folgen bleiben. Ein Hauptgrund der „Einsamkeit“ sind fehlende Familien mit Kindern. Er wird in diesem Bericht ausgeklammert. Nicht nur bei den überall fehlenden Arbeitskräften, die jetzt nicht mehr zu verschweigen sind, haben wir dieses Problem vor uns. Es wird tabuisiert, obwohl wir überall die Folgen einer verfehlten Familien- und Gesellschaftspolitik erleben. Hätten wir nicht die Pflegekräfte aus dem Ausland – auch eine Form der Kolonialisierung – würde unser Gesundheits- und Pflegesystem zusammenbrechen. Diese Situation muss man Alleinerziehenden und Müttern, die nicht einmal Kleinkinder bis zum dritten Lebensjahr betreuen sollen, nicht erklären. Eine Situation, die über Jahrzehnte herbeigeführt wurde, lässt sich nicht in wenigen Jahren ändern. Aber die Nennung der Ursache und eine Kurskorrektur sind überfällig. Dazu fehlt es offensichtlich an Mut. ■

„Es geht um den Glauben an Jesus als den Christus“ (Karl-Heinz Menke)

Die Kirche erinnert 2025 an das ökumenische Konzil in Nikaia/Nizäa im Jahr 325. Auf diesem wurde das Glaubensbekenntnis „Jesus Christus ist wahrer Gott und Mensch“ festgelegt.

Der Kirchenhistoriker Hubert Jedin schreibt: in dieser Zeit „waren Kirche und Reich damals durch einen religiösen Zwist beunruhigt, bei dem es um das Höchste ging: Die Person des Stifeters. Die Urkirche betete ihn als Herrn (Kyrios) an. Im Zuge des dritten Jahrhunderts ordneten mehrere Theologen den Sohn dem Vater unter. Diese Auffassung übernahm der Alexandrinische Priester Arius ... Der Logos ist nach ihm »Geschöpf des Vaters«. Arius war kein einsamer Denker. Als religiöse Persönlichkeit von großer Anziehungs- und Werbekraft und begabter Schriftsteller sammelte er Anhänger um sich ... Sein Bischof Alexander schloss ihn wegen seiner Lehre auf einer großen Synode (318) aus der Kirchengemeinschaft aus, aber sein Anhang war schon zu groß ... Kaiser Konstantin berief die Bischöfe des Reiches nach Nikaia in Bithynien ein ... Die Teilnehmer kamen aus allen Teilen der Ökumene. Aus dem Westen kamen nur fünf Bischöfe.

Das Konzil tagte vom 20. Mai bis 25. Juli 325. Arius verteidigte seine Lehre persönlich. In »langen Beratungen, vielen Kämpfen und gemeinsamen Erwägungen« gewann die orthodoxe (rechtgläubige) Gegenpartei die Oberhand, arbeitete das Taufsymbold in das Nicaenische Glaubensbekenntnis um, das jede Unterordnung des Logos (Jesus Christus) unter den Vater ausschloss: Er ist »aus dem Wesen des Vaters, Gott von Gott, Licht vom Licht, aus wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich mit dem Vater«. In einem Anhang wurden die wichtigsten Sätze des Arius ausdrücklich verurteilt. Nur zwei Bischöfe verweigerten die Unterschrift. Die wurden gleich Arius aus der Kirchengemein-

schaft ausgeschlossen. Den ersehnten Frieden hat es nicht gebracht, es ist der Ausgangspunkt heftiger Glaubenskämpfe, die ein halbes Jahrhundert erfüllten ... „Wenige Jahre nach dem Konzil“, so Jedin, „gewann die in Nikaia unterlegene arianerfreundliche Partei Einfluss auf Konstantin und benutzte diesen zum rücksichtslosen Kampf gegen Athanasius, den Bischof von Alexandria, das Haupt der Orthodoxen (Rechtgläubigen). Er wurde 335 nach Trier verbannt“ (Kleine Konziliengeschichte, Herder-Bücherei, Bd. 51, 1995).

Bischof Athanasius von Alexandria, der Kämpfer für den rechten Glauben



Im jahrzehntelangen geistigen Ringen, das danach einsetzte und in dem die große Mehrzahl der Bischöfe vom Glauben abfiel, zeigte sich, dass der Herr seine Kirche nicht im Stich lässt und die Pforten der Hölle sie nicht überwinden können. Daraus können wir auch heute Zuversicht, ja Gelassenheit schöpfen. Im Ringen auf dem Synodalen Prozess in Deutschland geht es auch um die Person und das Wort Jesu. Sie werden totgeschwiegen. Der Theologe Prof. Dr. Karl-Heinz Menke formuliert: „Es geht um den

unverkürzten Glauben an Jesus als den Christus“ (Tagespost 5.1.2023, S 3).

Wie konnte es zu dieser Gesinnungsänderung kommen?

Einige werden wie Karl-Heinz Menke auf den Theologen Magnus Striet verweisen. Er hat das Credo der synodalen Mehrheit auf den Punkt gebracht: „Die Wurzel der Spaltung ist die Abschottung angeblich verbindlicher Wahrheiten gegen die Ergebnisse der historischen und empirischen Wissen-

Bischof Voderholzer setzt demgegenüber das „Freiheits- und Wahrheitsverständnis“ der katholischen Kirche. Dieses Freiheitsverständnis geht davon aus, „dass der menschlichen Vernunft eine Wirklichkeit, und im Falle des christlichen Glaubens, eine göttliche Offenbarung gegenübersteht, der zu entsprechen, der zu antworten die menschliche Freiheit nicht aufhebt, sondern erst zu sich bringt“.

Ist Striet ein originärer Denker?

Der Priester und Philosoph Georg Sigmund hat in seinem Werk „Nietzsche“, die Abgründe des modernen Denkens aufgedeckt. Er sagt: „Der Mensch der Gegenwart steht in einer Entscheidung, die im wesentlichen Anteil Nietzsche heraufbeschworen hat. Sigmund zitiert einige Kernsätze Nietzsches. Nietzsche spricht von der „Umwertung aller Werte“. Er ist der Kündler einer „neuen Ethik“ und einer „moralinfreien Tugend“. Er will die Radikale Autonomie des Menschen. Nietzsche fragt „was ist gut?“ und antwortet: „Alles was das Gefühl der

Sind die Forderungen des Synodalen Prozesses in der Sexualität, in der Verwischung der Geschlechter bis hin zur Gendersprache nicht die „Umwertung aller Werte?“

Das erklärt nicht nur die Mehrheitsbeschlüsse des Synodalen Weges, sondern auch die Abwanderung breiter katholischer Schichten von der Kirche? Wir ernten die Ausbreitung des neuen Heidentums, das Joseph Ratzinger bereits 1958 für das christliche Europa festgestellt hat: Das Heidentum „das im Herzen der Kirche selbst unaufhaltsam wächst und sie von innen heraus auszuhöhlen droht“.

Was in vielen Kommentaren über den Synodalen Weg ausgeklammert wird, waren die Befindlichkeiten der Katholiken Vorort. Dort gibt es kaum noch Pfarrer und Gemeinschaften, welche die diskutierten Themen wie Zölibat, kirchliche Ehe- und Morallehre, einschließlich Homosexualität, Stellung der Frau aus Sicht der katholischen Glaubenslehre erläutern. Die Folge ist, dass sich die Gläubigen ihre Religion passend zurechtlegen. Sie werden



Friedrich Nietzsche:
„Umwertung
aller Werte“

Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst erhöht“ und weiter: „Die Blindheit vor dem Christentum ist das Verbrechen par excellence – das Verbrechen am Leben“ ... „Der neue Gott ist nicht der alte Schöpfergott des Jenseits, sondern der Gott des Diesseits“. Nietzsche verkündet den „Mythos des Übermenschen“. Nach Sigmund ist „Nietzsches Wille auf die Schaffung einer dämonischen Gegenwelt gegen die Welt Christi gerichtet.“ („Nietzsche – Der Atheist und Antichrist“, Christiana Verlag, 5. Auflage, 1988)

in den Berichten über den Synodalen Weg von den Tageszeitungen, im Radio und Fernsehen darin bestärkt.

Der Kämpfer für die Wahrheit, Bischof Athanasius, wurde in den 46 Jahren seiner Bischofszeit fünfmal verbannt. Von der Zeit seines Episkopats hat er 20 Jahre im Exil verbracht. „Sie konnten seinen Widerstand nicht brechen und seine Energie nicht erschüttern.“ In seinem Bistum Alexandrien versuchte er „im Herzen seiner Gläubigen den Glauben von Nikaia zu befestigen.“ (A. Haman, Reformer der Kirche“.



„Inmitten einer geistlichen Wüste“ gibt es engagierte Verkünder des Wortes Jesu

„... Zu meiner großen Freude gab es eine Rekordzahl an Angeboten und Teilnahmen. Mit Bahn und Auto war ich jeweils 25.000 km unterwegs zu zwei mehrtägigen Exerzitionen, zehn Jugendfreizeiten, achtzehn Jugendwochenenden und zu rund 200 Besuchen, 180 Predigten, Vorträgen und Impulsabenden sowie 400 Seelsorgegesprächen. Im Geistlichen Zentrum St. Angela in Königstein bildet sich eine lebendige Glaubensgemeinschaft inmitten einer geistlichen Wüste ...“

Priester der
Legionäre Christi, 2022

Matthias Grünewald-Verlag, 1970, S. 173-176).

Was Athanasius in seinem Bistum getan hat, versuchen die rechthgläubigen Bischöfe auch in Deutschland. Sie fordern dazu auf, Netzwerke zu schaffen, die den Gläubigen Orientierung und Halt geben. An solchen Netzwerken mit eucharistischer Anbetung, Initiativen, die Glaubenswissen auffrischen etc., kann jeder mitwirken. Wir brauchen uns nur vom Geist des heiligen Athanasius anstecken lassen. Wir schauen nicht ins Leere, sondern in die Zukunft der Kirche! ■

Eine Neuerscheinung, die nachdenklich macht!

Der „Fels“ bringt auf der „Letzten Seite“ Glaubenszeugen aus der NS-Zeit. Wir erinnern damit an den Mut von Menschen, die einem diktatorischen Regime, in dem selbst sachliche Kritik mit KZ und Vernichtung bedroht waren, widerstanden. Heute leben wir in einem freien Land, in dem Grundrechte wie die Meinungsfreiheit gelebt werden können. Dieses Grundrecht kann auch durch unsachgemäße Berichterstattung missbraucht werden, wenn z.B. verallgemeinert wird, wo differenziert werden müsste. Das geschieht, wenn summarisch von den Deutschen gesprochen wird, obwohl tatsächlich nicht alle, sondern ein Teil davon gemeint ist. Damit wird der Zusammenhalt einer Gemeinschaft gefährdet.

2022 erschien eine Broschüre mit dem Titel „Tagebücher nicht nur während der Schoah“. Herausgeber Erhard Roy Wiehn. Darin werden acht Einführungen zu Tagebüchern geboten, die sich fast ausschließlich mit autobiographischen Aufzeichnungen zeitgenössischer Juden befassen.



Das achte und letzte Kapitel gewährt Einblicke in das Leben von Zwi Helmut Steinitz, die unter dem Titel „Als Junge durch die Hölle des Holocaust“ 2006 erschienen sind. Die Einführung dazu lässt Besonderes erwarten, heißt es doch: „... es erscheint ebenso unglaublich wie beispielhaft, was ein Mensch nach fast

unvorstellbar schrecklichen Erfahrungen in frühester Jugend dennoch aus seinem Leben machen konnte.“ Helmut Steinitz kam am 1. Juni 1927 in Posen zur Welt, seit 1919 eine polnische Stadt, zuvor Teil des Deutschen Reiches.

Der Rezensent schämt sich nicht der Tränen, die ihm beim Lesen von „Als Junge durch die Hölle des Holocaust“ gekommen sind: Ab Mitte 1942 bis zum Kriegsende musste Helmut als Jude Selektion, Deportation, Mord und Totschlag ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, also auch Kleinkinder als Opfer, miterleben. Wenn irgendwo Hölle, dann hier! Gerade deshalb ist es ein dringendes Gebot wohl jeder Ethik, jeder Wahrheitsliebe, den Sachverhalt möglichst „sine ira et studio“ – also ohne Zorn und Eifer – aufzuklären und zu bewerten, die Schuldfrage eingeschlossen. Verwirrt nicht der, der leichtfertig schwerste Verbrechen anderen anlastet, seinen Anspruch, über andere den Stab zu brechen?

Im Zentrum des Geschehens stehen die skizzierten Verbrechen, die die politische Führung des Deutschen Reiches angeordnet hatte. Der Massenmordbefehl war jedoch eine streng geheime Reichssache, deren Verräter mit der Hinrichtung rechnen mussten, wovon im Buch auch mehrmals die Rede ist. Ferner: „Niemand in der Welt glaubte, der teuflische Plan Hitlers sei tatsächlich durchführbar ...“ Die Rädelsführer, die Anstifter und Haupttäter sind hinlänglich bekannt. Die meisten von ihnen haben sich bei Kriegsende selbst gerichtet oder sind hingerichtet worden.

Aber sie hatten zahlreiche Mitwisser und Helfershelfer, die es verdienen, ähnlich wie sie abgeurteilt zu werden. Daher stellt sich die Frage: Wer wusste was? Hat der Wissende das verbrecherische Geschehen bereitwillig gefördert?

Dass Helmut diese Fragen nicht aufwirft, geschweige denn beantwortet, ist nach den schrecklichen Erlebnissen des Knaben verständlich und verzeihlich. Doch darf der Leser diese Fragen beiseiteschieben aus Bequemlichkeit, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, um politisch korrekt zu sein, weil man alles Wesentliche ohnehin weiß, um nicht als Revisionist verdächtigt zu werden? Dutzende Male ist von den Deutschen die Rede, wo nur einige Deutsche oder die deutsche Führung gemeint sein können, beginnend mit „Plötzlich war ich mir der erschreckenden Tatsache bewusst, dass die Deutschen mir meine Vergangenheit und jetzt auch meine Familie geraubt hatten ...“ „Am 31. Mai 1942 musste mein Vater den tragischen Irrtum seiner falschen Einschätzung des deutschen Volkes begriffen haben. Ein Volk, das in seinen Augen das Muster der Zivilisation, Kultur und Moral darstellte, befand sich jetzt auf haarsträubenden amoralischen Abwegen, eine Schande, die die deutsche Geschichte ewig belasten wird.“

So oder so ähnlich immer wieder. Doch Helmut kann auch anders, so wenn er von den „Nazis [sagt, dass sie] vor nichts zurückschrecken“, dass „die antisemitische Welle der Nazis das gesamte Judentum auf die Anklagebank setzte“. Aber in der Regel sind die Deutschen, ist das deutsche Volk in seinem Text der Täter. „Das deutsche Volk jubelte und vergötterte seinen Führer.“ „Das war der traurigste Abschnitt unseres Schicksals und das tragische Ende einer deutsch-jüdischen Familie in der Nazizeit. Hier zeigte sich die grenzenlose Brutalität des Hitlerregimes, dem es gelang, fast ein ganzes Volk für die Vernichtung des Judentums einzuspannen.“

Woher er das weiß – „fast ein ganzes Volk“ –, verrät er nicht. Eine fundierte Antwort würde den Rahmen sprengen. Eigene Beobachtungen, wie sie Victor

Klemperer und Jochen Klepper gemacht haben, standen ihm aber nicht zur Verfügung, da er nicht in Deutschland gelebt hat. Darf man dann solche Anschuldigungen niederschreiben? Zumindest Literaturhinweise wären möglich gewesen.

Doch er schildert Begegnungen mit einzelnen Deutschen und die sind sehr bemerkenswert. Als Zwangsarbeiter hatte er einen jungen Chef: „Ich hatte die einmalige Gelegenheit, einem Deutschen von meiner Familie zu erzählen ... Außerdem berichtete ich, auf welcher unmenschliche Art und Weise die SS das Schicksal Abertausender bestimmte, von den Deportationen und der Ermordung meiner Familie ... Der junge Mann hörte mir aufmerksam zu und war von meiner Geschichte aufs tiefste erschüttert. Er schaute mich entsetzt an und machte plötzlich eine schnelle Handbewegung an seinem Hals, was wohl besagte, ein Wort seinerseits darüber würde ihn das Leben kosten... Meine Idylle dauerte nicht lange, feindselige Blicke von seiten polnischer Mechaniker ... schreckten mich aus der kurzfristigen Atempause ...“

Wer Klemperers Tagebücher gelesen hat, weiß, dass es sehr viele solcher „junger Chefs“ gegeben hat. Dürfen sie unberücksichtigt bleiben, wenn vom deutschen Volk jener Jahre die Rede ist und von den Ungeheuerlichkeiten, die damals geschahen?

Unter der Überschrift „Auspeitschungen und Hinrichtungen“ schildert Helmut solche Prozeduren: „Im Verlauf dieser niederträchtigen Show hatte die Jüdische Polizei die böse Aufgabe, die beiden Verurteilten zum Galgen zu führen ... Erst später erfuhren wir Näheres über den Mann: Er heißt Krauthammer, war Ingenieur und wegen Sabotage zum Tode verurteilt worden ... Das Verbrechen des zweiten Opfers – dieses Jungen – war, ein russisches Lied gepfiffen zu haben: Er wurde von einem ukrainischen SS-Mann gefasst und der deutschen SS ausgeliefert.“ Diese Episode schildert eine Wirklichkeit, die jede pauschale Zuordnung und Bewertung: Deutscher, Jude, Ukrainer – höchst denklich macht!

Oben war von Helmut's Vater die Rede, den Helmut an vielen Stellen geradezu ehrfurchtsvoll erwähnt. Er war bis 1919 Deutscher und ab Beginn des Ersten Weltkriegs als Kriegsfreiwilliger an der Front, nach dem Krieg als Deutschlehrer am deutschen Schiller-Gymnasium tätig. „Mein Vater war ein überzeugter deutscher Patriot, sonst hätte er mich nicht Helmut und meinen Bruder nicht Rudolf genannt“ („Zwi“ kam erst viel, viel später hinzu). Für Vater war die Kultur und Moral des deutschen Volkes der „Höhepunkt der Menschheitsentwicklung“. Die „Muttersprache war deutsch ... Der jüdische Glaube hatte in unserem Haus keine Bedeutung“. „Mein Vater sprach kein Wort polnisch.“

Wenn Sohn Helmut die Deutschen immer wieder als Hitlers Mittäter anspricht, ist dann auch der Vater ein Teil dieses gefallenen Volkes? „Ich wusste, dass er in seiner Seele ein Deutscher war und als solcher fast sein ganzes Leben lebte“, schreibt Helmut. Die Frage nach der Volkszugehörigkeit stellt er nicht und hätte sie sicher entrüstet verneint mit dem Hinweis, dass er wie sein 2019 verstorbener Vater von Hitler aus dem Volkskörper ausgestoßen worden sei. Doch Hitler und die Seinen hatten allenfalls die Macht, das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz beliebig zu ändern, aber doch nicht natürliche Gegebenheiten und Empfindungen sowie historische Wurzeln. Das Dictum „Wer Jude ist, bestimme ich!“ dient der Charakterisierung eines ungezügelter Machtrausches, aber nicht zur Beschreibung der Wirklichkeit.

Auch wenn der jüdische Glaube im Leben des jungen Helmut keine Rolle spielte, die Schilderungen zeigen, dass er die Gebote: „Du sollst Vater und Mutter ehren ...“ und „Du sollst kein falsches Zeugnis geben“ gelebt hat. Den Angehörigen des Volkes, das ehemals das seine war, sei es gestattet, diese Maximen für sich als Handlungsgebote zu bejahen, von anderen einzufordern und auch selbst in die Tat umzusetzen. ♦





Der König eines mächtigen Reiches warb bei seinem Volk um Mitarbeit, ein von ihm geschaffenes und schon fast zu Ende gebrachtes wunderbares Bauwerk zu vollenden. Hierfür würde er täglich jedem Bewohner einen kleinen Stein schenken. Jeder solle sein persönliches Können in die Gestaltung dieser Steine stecken. Diese Gemeinschaftsarbeit würde dann zur Vollendung dieses einmaligen Kunstwerkes führen und alle würden tiefe Freude erleben, daran mitgearbeitet zu haben.

Antworten auf das Angebot

Doch wie verhielten sich die Menschen diesem Angebot gegenüber? Die einen sagten: „Wofür soll ich mich anstrengen? Sollen das doch die anderen tun!“ Sie ließen ihre Steine Tag für Tag so liegen, wie sie diese bekommen hatten, bis sie Schmutz ansetzten und verwitterten. Andere bauten sich damit ihr eigenes Kunstwerk und rechtfertigen sich: „Da habe ich wenigstens etwas für mich. Wer weiß, wozu dieses große Bauwerk überhaupt nütze ist? Außerdem kann ich bei meinem eigenen Werk alles so gestalten, wie ich es will.“ Andere wiederum gingen von Egoismus und Neid angestachelt in Opposition, sabotierten das Ganze mit schlampig bearbeiteten Steinen. Andere bastelten oberflächlich darauf los und redeten sich naiv ein: „Irgendwie werden meine Steine schon passen.“ Es gab aber auch welche, die sich zunächst genau informierten, was für ein Kunstwerk das werden und wie die Bearbeitung der Steine vorgenommen werden sollte. Dann bemühten sie sich und taten ihr Bestmögliches, um der ihnen zugedachten Aufgabe gerecht werden zu können.

Reinhold Ortner:

„Bausteine“ deines Lebens

Nach besten Kräften

Jeder Tag deines Lebens gleicht einem solchen unbearbeiteten Stein. Die Anzahl der dir zugedachten Steine ist dir verborgen, sie entspricht der dir gestellten Lebensaufgabe im gewaltigen Architekturplan Gottes an unserer Welt. An dir liegt es, jeden Tagesstein deines Lebens nach persönlichem Können und besten Kräften zu gestalten. Alles, was du denkst, sprichst und tust, hinterlässt daran seine Spuren. Und so kann es kommen, dass der eine Stein wohlgeformt, glänzend, schön und für seine Bestimmung bestens geeignet ist, ein anderer mehr oder weniger unansehnlich bleibt, ja sogar unschöne Kratzer und Sprünge bekommt und daher seiner Bestimmung wenig gerecht wird.

Das „Mosaik“ deiner „Lebenssteine“

Nun arbeitest du täglich an den Bausteinen deines Lebens und lieferst diese als deinen Lebensbeitrag ab, bis dir der letzte aus den Händen gleitet. Erst nach deinem Tod wirst du das Mosaik deiner „Lebenssteine“ im Gesamtkunstwerk Gottes für die Vollendung der Schöpfung in Klarheit erkennen. Und vorher? Kannst du jetzt schon den Gesamtplan Gottes begreifen? Darfst du genauere Anweisungen zur Bearbeitung der Bausteine deines Lebens erfahren? Ersteres wirst du in diesem Leben nur im Geheimnisvollen und Verborgenen erahnen. Grundlegend für dich ist das Bemühen um den rechten Glauben. Mit deiner täglichen Aufgabe aber verhält es sich so: Sie ist dir ganz persönlich zugedacht und unterscheidet sich deswegen auch von der Aufgabe aller anderen Menschen. Erfüllst du sie nach bestem Gewissen und nach besten Kräften, dann werden daraus wie unter einer geheimnisvollen Führung genau jene kunstvoll schönen Bausteine, die sich Gott von dir wünscht.

Deine Umwelt

Gehen wir einmal von deiner Lebenssituation aus: Irgendwo auf der Welt ist dein Aufenthaltsort. Du übst vielleicht einen Beruf aus oder hast diesen schon beendet. Du lebst in einer Familie, in einer Gemeinschaft oder allein. In deiner Nachbarschaft wohnen bekannte und unbekannte Menschen. Auch findest du dich in ganz bestimmten sozialen und politischen Verhältnissen vor. Das ist deine Umwelt, in die du hineingestellt bist. Mit ihr musst du dich verantwortlich auseinandersetzen, in ihr sollst du wirken, sie ist dir aufgegeben.



Deine Anlagen und Fähigkeiten

Dann denke über deine persönlichen Möglichkeiten nach: Du hast ganz bestimmte Anlagen, Fähigkeiten, Kräfte, die in dieser individuellen Kombination nur bei dir anzutreffen sind. Dies ist dein „Grund-Instrumentarium“, mit dem du deine Lebensaufgabe bewerkstelligen musst. Sie steckt auch den Rahmen ab, innerhalb dessen dein täglicher Einsatz möglich ist. Ergründe immer wieder deine eigenen Möglichkeiten, damit du dich nicht überschätzt oder etwa unterschätzt und einen zu geringen Einsatz unternimmst. Aber auch, damit du nicht mutlos wirst, wenn du deine Möglichkeiten mit denen anderer vergleichst und scheinbar schlecht abschneidest.

Jeder Tag eine neue Chance

Wichtig und ausschlaggebend ist bei allem dein guter Wille, mit dem du die Arbeit am täglichen Baustein deines Lebens vollbringst. Nimm jeden Tag als immer wieder neu von Gott gestellte Aufgabe und Chance wahr. Denke darüber nach, was der für jeden Menschen gleiche Sinn des Lebens ist! Darin eingebettet ist alles, was Gott dir ganz persönlich anbietet: dein ganz speziell auf dich abgestimmter Lebensbeitrag. Entfliehen kannst du deiner Lebensaufgabe nicht, höchstens die Augen davor verschließen oder den Kopf in den Sand stecken. Je mehr du aber dein Leben kritisch hinterfragst und bestrebt bist, dein Bestes zu geben, umso nachhaltiger und umfangreicher wirst du dich wiederfinden im Dienste Gottes, der dir täglich in neuer Erwartung einen weiteren Baustein anbietet.

Wie schön und beglückend ist es für jeden von uns, wenn möglichst viele davon in der großen Vollendung der Weltenschöpfung jenen Platz ausfüllen, für den sie vorgesehen waren.

Die „erschöpfte Gesellschaft hat kein schlüssiges Konzept“

Daniela Hungbaur war bei Dr. Bert Theodor te Wildt. Sie schrieb danach den Artikel „Die erschöpfte Gesellschaft“ in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ, 29.12.2022, S. 3).

Te Wildt ist Psychiater und Psychotherapeut. Er hat mit einem klinischen Leitungsteam eine Klinik aufgebaut, in der Menschen mit Depression, Angst oder Traumafolgestörungen behandelt werden. „Ein Schwerpunkt liegt nicht nur bei Internet- und Spielsucht, sondern auch bei stressbedingten psychischen Erkrankungen“, z.B. bei Burnout. Das ist eine Erschöpfungsdepression. Te Wildt sagt: „Die Zahl der Betroffenen geht rasant hoch ... weltweit“. Kennzeichen davon sind „das Gefühl, keine Kraft mehr zu haben, für nichts“.

Zu den Burnout-Fällen kommen „seit ein paar Jahren“ Menschen „die für ihre Arbeit brennen, gern Überstunden machen, sich aber innerlich leer fühlen und ihre Leere mit noch mehr Arbeit zu kompensieren versuchen“. Diesen Zustand benennt man Burnon. Er sei oft eine Vorstufe zu Burnout, so te Wildt.

Burnon befällt Führungskräfte, aber auch alleinerziehende berufstätige Mütter oder pflegende Angehörige. Es sind Folgen eines Dauerstresses. Für diese heißt die Lösung „zur Ruhe kommen“. Für die Burnons geht es darum zu vermitteln „was der Körper wirklich braucht, was einem wirklich wichtig ist, wie die Beziehung zu anderen Menschen aussehen und was man alles verloren hat

durch die permanente Überforderung“, berichtet die Verfasserin.

Te Wildt warnt davor, „chronische Erschöpfungssymptome als Zeitgeistphänomene abzutun“. Te Wildt meint, der Einzelne solle „Rückzugszeiten im Alltag“, „Reservate für's Menschsein im Hier und Jetzt“ schaffen. Auch die Arbeitswelt, die verlangt ständig zur Verfügung zu stehen, müsse umdenken. Aber nicht nur dort solle mit der Resource Lebenszeit anders umgegangen werden. Bescheidenheit ist angesagt. Was wir immer weniger annehmen seien unsere Grenzen, unsere Endlichkeit. „Die Maßlosigkeit unserer Gesellschaft macht uns krank“.

Hungbaur zitiert den Erziehungswissenschaftler Thomas Vogel mit seinem Buch „Mäßigung“. Vogel geht der Frage nach, warum dem Menschen das „Maßhalten“ so schwerfällt, z.B. warum wir ständig mit dem Smartphone beschäftigt sind, aber zu wenig Zeit für soziale Beziehungen haben. Nach Vogel haben „viele eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe und nach dem richtigen Maß. Uns fehlt ein Grundrhythmus“, sagt er. Der Mensch lebt „in einer Welt, in der Arbeit und Freizeit, Werk- und Sonntag immer mehr verwischen“, in der die Balance zwischen An- und Entspannung nicht mehr vorhanden ist. Der Pädagoge spricht sich dafür aus, schon in der Schule „mehr Räume für Reflexion, für das Nachdenken über das eigene Leben einzubauen“. Vogel meint, es sei „höchs-

te Zeit sich zu besinnen, sich selbst zu hinterfragen, was einem wirklich wichtig ist“.

In der Klinik des Bert Theodor te Wildt gibt es diverse Therapieangebote. Daniela Hungbaur zählt auf „Kunsttherapie, Einzel- und Gruppengespräche, Bewegung wie Tanz, Yoga, Qigong“. Ein Theologe, im Klinikteam, der eine Antwort geben könnte, was die Kardinaltugend „Maßhalten“ beinhaltet und der Fragen über das Ziel des Lebens geben könnte, wird nicht erwähnt. Benedikt von Nursia hat beim Zusammenbruch der antiken Kultur seine „Regula“ aufgestellt und die Grundlage für die große mittelalterliche Kultur gelegt. In dieser Regula findet sich ein Lebensrhythmus mit Arbeit, Entspannung, Gebet und Nachdenken über das Ziel des Lebens. Wenn Fragen über das Lebensziel nicht beantwortet werden können, weil Gott ausgeschlossen wird, bleibt das Leben sinnlos. Die Hetze ist die Folge, das Leben ausschöpfen zu wollen. Dazu muss man fit sein. Es ist ein Teufelskreis. Der Philosoph Friedrich Nietzsche hat die Parole vom „Übermenschen“ ausgegeben, der mit anderen und mit sich kein Mitleid hat. Nietzsche ist daran zerbrochen. Seine Lehre ist offensichtlich kein Rezept. Sie führt nicht weiter. Menschen, die an Gott glauben, kennen selbstverständlich den Wert eines Sonntags. Sie wissen auch um ihre Begrenztheit, aber zugleich, dass immer jemand zur Seite steht. Das ist Gott! ■



Auf dem Prüfstand

Neuevangelisierung setzt auch engagierte Priester voraus

Ein Priester, der vor 25 Jahren in einen Orden eintrat und vor 13 Jahren zum Priester geweiht wurde, berichtet über seine Tätigkeiten 2022:

„Nach Corona konnten wieder Veranstaltungen stattfinden und zu meiner großen Freude gab es eine Rekordzahl an Angeboten und Teilnahmen. Mit Bahn und Auto war ich jeweils 25.000 km unterwegs zu zwei mehrtägigen Exerzitien, 10 Jugendfreizeiten, 18 Jugendwochenenden und zu rund 200 Besuchen, 180 Predigten, Vorträgen und Impulsabenden sowie 400 Seelsorgegesprächen“. Der Priester ist der Redaktion persönlich bekannt.

Hubert Gindert

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) weist Korrekturen zurück

Das paritätische Leitungsmodell des „Synodalen Weges“ mit Bischöfen und Laien, ist ein zusätzlicher Grund, dass die, von den Kurienkardinälen Ladaria und Quillet geforderten Korrekturen in Deutschland nicht akzeptiert werden. Nach Regina Einig „zeichnet sich ab“, dass „der Synodale Weg auf die Ausgrenzung nichtkonformer Hirten abstellt“: Zwar hatte Bischof Bertram Meier nach dem Besuch in Rom gesagt ein „weiter so“ könne es nicht mehr geben. Das hat aber das ZdK nicht berührt, wie der Ablauf der ZdK-Vollversammlung in Berlin gezeigt hat.


Die ZdK-Vizepräsidentin Birgit Mock erklärte, „dass das ZdK nicht auf inhaltliche Fragen einzugehen“

gewillt sei. „Wir stehen hier entgegen manchen Stimmen aus Rom“. Die Sexualmoral der Kirche sei zu „erneuern“. Als Maßstab nannte sie die „Wahrung der Menschenwürde“ nach der UN-Erklärung der Menschenrechte. Die ZdK-Präsidentin Irme Stetter-Karp begrüßte das „Selbstbeschränkungsgesetz“ der Bundesregierung und wünschte sich ein ähnliches Gesetz „auch in der Kirche“. Deutlich wurde, das ZdK verfolgt weiterhin das Ziel, synodale Räte einzusetzen, obwohl das vatikanische Staatssekretariat erklärt hatte, dass der „Synodale Weg“ dazu nicht befugt sei. Der Vizepräsident des ZdK Thomas Söding nannte den „Synodalen Rat“ eine „treibende Kraft für die Reform in der katholischen Kirche“. Söding stellte in diesem Zusammenhang einen „Reformstau in der katholischen Kirche“ fest. Birgit Mock weiter: Beim Synodalen Rat gehe es darum „Doppelspitzen aus den verschiedenen Lebenswelten“ zu bilden und „gleichberechtigte Entscheidungen“ zu treffen. Sie sprach sich für das „Prinzip der geteilten Leitung“ aus: „Die paritätische Trägerstruktur, die wir uns im Synodalen Weg gegeben haben, ist mehr als äußere Kosmetik. Sie begründet einen Kulturwandel, der schon jetzt begonnen hat“. (*Qu.: Tagespost, 15.12.22, S. 10*)

Regina Einig sieht nach der Vollversammlung der o.a. ZdK-Vollversammlung „drei Szenarien für den deutschen Katholizismus“.

1. „Rom mahnt erneut eine Kurskorrektur des Synodalen Weges an“ ... Sie „entspricht den vatikanischen Gepflogenheiten, Entscheidungen zunehmend in die Ortskirchen zu verlagern“. Beim Vorschlag eines Moratoriums „käme es zur Machtprobe“.

2. Es gibt ein „schmutziges Schisma“, bestehend aus einem „Flickenteppich“, in dem ein Synodaler Rat in einzelnen Bistümern „die Leitungsgewalt des Bischofs ersetzt“ und „zwischen Pastoral und Lehre permanente Widersprüche entstehen“ (Taufspenden und Predigten durch Laien, Segnungen gleichgeschlechtlicher Paare). Der Vatikan nimmt den „faktischen Bruch mit Lehre und Disziplin“ hin und bekommt „im Gegenzug die finanzielle Unterstützung aus Deutschland“. „Sollten aber selbst Weihesimulationen von Frauen zu Priestern einsetzen, stünde der Vatikan unter Zugzwang zu handeln“.



Temperantia, die Mäßigkeit ist eine der vier Kardinaltugenden. Skulptur in der Kathedrale von San Michele Arcangelo, San Daniele del Friuli, Italien

Eine gesunde Mischung aus Arbeit – Entspannung in der Familie oder mit Freunden – und Zeit für das Gebet und zum Nachdenken.

3. Papst Franziskus „sorgt für eine mehr oder minder spontane Überraschung“... denn mit der „letzten Sitzung des ZdK“ wird klar, dass ein weiterer Brief an das „pilgernde Volk in Deutschland“ nicht beachtet wird. (QU.: Tagespost, 15.12.22, S. 9)

Hubert Gindert

Die Identität ist für ihn ohne Belang

Der Mainzer Bischof Kohlgraf hat sich in einer Predigt über die „katholische Identität“ von den Kritikern des „Synodalen Weges“ deutlich distanziert.

Kohlgraf meint, wer von Armut, sozialen Nöten bedrückt ist, in der Ukraine lebt, stellt sich nicht „müßige philosophische Fragen nach seiner Identität. Er will nur überleben“. Hier unterläuft Kohlgraf ein Denkfehler. Die Ukrainer wissen, warum sie mit Krieg überzogen werden – wegen ihrer ukrainischen Identität, die sie nicht aufgeben wollen. Die Häftlinge in KZs und Gulags als Antinazis oder Antimarxisten, die Juden, die sich wehren, weil ihnen das Existenzrecht wegen ihrer jüdischen Identität verweigert wird, wissen, warum das geschieht. Wegen ihrer Identität! Sie hilft ihnen zu überleben. Die bewussten Christen ertragen Unglück im Leben – wegen ihrer Identität, aus der sie Kraft schöpfen.

Kohlgraf meint: Die 68er Generation hatte längst den „klerikalen Mief verdammt, die Praxis der meisten »Katholikinnen und Katholiken« entsprach längst nicht mehr der Morallehre im Hinblick auf Sexualität und Partnerschaft“. Weiß Kohlgraf nicht, dass die 68er deswegen angetreten sind, um die Frauen von den drei K's zu befreien, nämlich zur Freiheit von Küche, Kindern und Kirche. Den Frauen nahmen sie damit einen wesentlichen Teil ihrer Identität und „befreiten“ sie zum doppelten Frondienst im Haushalt und in der Arbeitswelt. Denn der Haushalt blieb ihnen nicht erspart. Auch das geforderte Recht auf Abtreibung, war nicht die große Freiheit von der kirchlichen Morallehre, wie das Post-Abortion-Syndrom bezeugt.

Kohlgraf gesteht, dass ihn die Kritiker des „Synodalen Weges“ „mittlerweile nicht nur ernüchtern, sondern geradezu wütend machen ... In

all den polemischen und kritischen Kommentaren zu den Themen des »Synodalen Weges« käme Christus als Freund, als Lehrer, als Vorbild auch nicht vor ... Das kann nicht katholisch sein“. Das ist eine unwahre Schutzbehauptung, denn sowohl der Brief von Papst Franziskus wie die Einwände von Synodenteilnehmern mahnen die christliche Identität an. Sie kommen aber in den Forderungen der synodalen Mehrheit nicht vor, wie immer wieder festgestellt wird. Kohlgraf äußert: „Mein ganzes Leben hindurch hat mich die Frage nach der Identität nicht beschäftigt. Ich bin römisch-katholisch, »das genügt«. Aber römisch-katholisch schließt Worte Jesu ein, z.B., »Geh hin und sündige nicht mehr“. Die ausgelebte Sexualität in allen denkbaren Formen als gleichwertig widerspricht der These von Kohlgraf. Aber vielleicht lässt sich ohne reflektierte Identität leichter leben.

Hubert Gindert

Die katholische Kirche in Deutschland nach dem Ad-limina-Besuch

Wenn die Leser das Februarheft des „Fels“ in der Hand haben, trennt uns nur ein Monat vor der letzten Sitzung des „Synodalen Prozesses, der vom 9. bis 11. März stattfindet.

Der Papstbiograph (Johannes Paul II.) George Weigl sagt, dass es „für die deutsche Kirche in der Weltkirche zu einer Zuspitzung kommen wird, denn was in Deutschland passiert, wird mit der ersten Sitzung der Synode über die Synodalität »für eine synodale Kirche« im Oktober 2023 zusammenprallen“. George Weigl hält das für wichtig, „um das Vermächtnis von Papst Franziskus zu definieren“.

George Weigl nennt, was der deutsche „Synodale Weg“ beinhaltet:

- Eine „Instrumentalisierung“ der sexuellen Missbrauchsfälle, „um den Katholizismus neu zu erfinden“.
- Eine „Zurückweisung des katholischen Verständnisses der menschlichen Liebe und ihres Ausdrucks“.
- Eine „Kapitulation vor der Genderideologie und ihrer Dekonstruktion der biblischen Vorstellung von der menschlichen Person“.
- Eine „Revolution der Ekklesio-logie“, der Kirchenlehre, die „die

Ämter der Bischöfe und Priester ihrer vollen sakramentalen Charakters beraubt“.

• Eine „Reduktion der Kirche auf eine wohlhabende Nichtregierungsorganisation“ (NGO).

Als „Tiefpunkt“ sieht Weigl „die Zurückweisung der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils: Genauer, der dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung Dei Verbum“, das Wort Gottes. Sie bezeichnet Weigl als die „grundlegende Leistung des Konzils“.

„Dei Verbum“ bekräftigt, so Weigl, „das Christentum ist eine Begegnung mit dem Mensch gewordenen Sohn Gottes“.

In den Texten des deutschen „Synodalen Prozess“ steuern „die Zeichen das kirchliche Selbstverständnis, so dass es keine festen Orientierungspunkte gibt, um zu wissen, ob die angebliche Entwicklung einer Lehre, eine echte Entwicklung oder eine Irreführung ist. Demnach gibt uns die göttliche Offenbarung auch kein klares Verständnis darüber, wer wir sind und was zu einem rechtschaffenen Leben führt: »Selbstbestimmung« übertrumpft die von Gott in die menschliche Natur und die menschlichen Beziehungen eingeschriebenen Wahrheiten“.

Der „deutsche Katholizismus“ des „Synodalen Weges“ „befindet sich in einem Zustand der Apostasie“, des Glaubensabfall. „Dieser Katholizismus light“ führt nach Weigl zu einem „Katholizismus Zero“, einem Katholizismus Null.

Kann Papst Franziskus eine Lösung für die „deutsche Krise“ nicht finden, „könnte dies schwerste Zweifel über das ganze, für sein Pontifikat zentrale Projekt der Synodalität aufwerfen“, meint George Weigl. (QU.: Tagespost, 15.12.22, S. 9)

Hubert Gindert

Die Deutschen und ihre Sicht vom Sterben

Lt. der dritten repräsentativen Umfrage des deutschen Hospiz- und Palliativverbands (DHPV) durch die Forschungsgruppe Wahlen nach 2012 und 2017 über „Sterben in Deutschland – Wissen und Einstellungen zum Sterben“ ergibt sich dieses Bild:

Die Befragten zeigten sich (2022) zu 48% als religiös, 50% als Atheist. 2012 bezeichneten sich 59% als religiös.

Die Zahl derer, die meinen, die Gesellschaft befasse sich „zu viel“ mit „Sterben und Tod“ war 3%, „zu wenig“ meinten 58%.

Den Ort, an dem sie sterben möchten, nannte jeder zweite „zu Hause“, 3% im Krankenhaus, 1% im Pflegeheim. In der Realität stirbt jedoch mehr als die Hälfte im Krankenhaus oder im Pflegeheim.

„Hilflos der Apparatedizin ausgeliefert zu sein“ befürchten 32%, vor 10 Jahren waren es noch 37%.

Eine Patientenverfügung besitzen die 70jährigen und Älteren zu 78%, 2012 waren es 45%. Eine Vorsorgevollmacht erteilten 2012 nur 22%, 2022 aber 37%.

Am Lebensende „jemandem zur Last zu fallen“ befürchtet 2022 ein knappes Drittel (29%), 2017 waren es nur 22%. Das ist bedenklich vor dem Hintergrund der gesetzlichen Neuregelung der Suizidbeihilfe.

Rückläufig ist die Angst vor Schmerzen am Lebensende: 2012 waren es noch 36%, 2022 fiel die Zahl auf 32%.

75% konnten den Begriff „Hospiz“ richtig angeben. Beim Begriff Palliativ waren es 58%, 2012 nur 32%.

Was nach dem Tode kommt, „die Angst vor der Ungewissheit nach dem Tod“ bekundeten 12%, 2017 waren es 9%, 2012 waren es 10%.

(Qu: Stefan Rehder, Tagespost 1.12.22, S.7.)

Der Zukunftsforscher Horst Opaschowski sieht für 2023 grundlegende gesellschaftliche Trends

Opaschowski erkennt gesellschaftliche Trends, die auch „Anlass zur Hoffnung geben“. Wir halten die ermittelten Trends für unsere Leser interessant und geben sie deshalb wieder.

Opaschowski erklärt zunächst, wie die Zukunftsforschung arbeitet: „Durch systematische Beobachtungen und repräsentative Befragungen werden die Hoffnungen und Sorgen, die Wünsche und Ängste der Menschen ermittelt ... Trotz Zukunftsforschung wachsen die Orientierungsschwierigkeiten der Menschen. Dies ist die größte Schwäche der Zukunftsforschung“, so Opaschowski. Zukunftsforschung „versteht sich als Gesellschafts- und Verhaltensforschung, verbindet Empirie mit Psychologie. Die Zukunftsforschung fragt nicht, was ist alles möglich, sondern wie wollen wir in Zukunft leben?“

Nach Opaschowski „stellen die Jahre 2020/21/22 eine zeitgeschichtliche Zäsur dar. Die Dauerkrise hat die Lebenseinstellung der Deutschen nachhaltig verändert. Ein Absturz der Zuversicht ist derzeit in Deutschland feststellbar. Die Stimmungslage kippt: Hass, Hetze und Gewalt breiten sich im öffentlichen Leben weiter aus“.

„Der vom Bundespräsidenten gewünschte Zusammenhalt findet im engsten Nahmilieu statt: Familie, Freunde und Nachbarschaft werden der soziale Kitt in den nächsten Jahren sein.“

Nach Opaschowski zeichnet sich ein „dreifacher Wertewandel ab: Erstens wird in den subjektiven Einstellungen der Deutschen die Freiheit ohne Sicherheit immer weniger Wert. Sicherheit – etwa innere oder soziale Sicherheit – wird für viele wichtiger als Klimaschutz. Zweitens sind inzwischen Nachbarn oft hilfreicher als Freunde. Das hat sich in der Coronakrise gezeigt. Drittens ist die Ehe mit Trauschein und Kindern für die Mehrheit der Bevölkerung inzwischen wieder das erstrebenswerteste Lebensmodell. Die soziale Ungleichheit (Wohnungsnot, Geld- und Kontaktarmut) breitet sich aus. Auf dieses Probleme reagiert die Bevölkerung mit einer positiven Gegenbewegung: Die Familie wird der wichtigste Lebensinhalt.“

„Neue Sinnansprüche entwickeln sich: Mehr Zeit zum Leben. Zeit, Wohlstand und Beziehungsreichtum kommen als neue Wohlfaktoren hinzu. Das persönliche Wohlergehen wird wichtiger als die materielle Wohlstandssteigerung.“

Quelle: Augsburger
Allgemeine Zeitung, 02.01.2023

Spendenaufruf

DER
FELS

Liebe Leser,

Wir können Ihnen versichern, dass wir die Arbeit für den „Fels“ gerne machen, weil wir eine notwendige Aufgabe darin sehen, über unsere Kirche zu informieren, auf wichtige Ereignisse und Veränderungen hinzuweisen und religiöses Wissen zu vermitteln.

Zu dieser Erneuerung und zur Neuevangelisierung, zu der uns der HI. Vater immer wieder aufruft wollen wir mit unserem Presseapostolat beitragen.

Mit Ihrer Spende für den „Fels“ unterstützen Sie uns dabei. Wir danken Ihnen dafür sehr herzlich!

Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Bankverbindungen

Deutschland: VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Post Finance: Der Fels e.V., IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Richard Kocher: „Zeitgeist oder Geist der Zeit“. Verlag media maria; ISBN 978-3947931446; gebunden, Hardcover; 192 Seiten; Preis 19,95 Euro

Dieses Buch kommt gerade zur rechten Zeit. Der Autor ist Pfarrer und zugleich Direktor von Radio Horeb. Als solcher hat er das Ohr am Puls der Zeit. Das Buch beginnt mit einem bunten Reigen von verschiedenen Ausprägungen des Zeitgeistes, die nur kurze Zeit herrschten, dann aber rasch abgelöst wurden. Ein Beispiel ist die Kriegsbegeisterung 1914 zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Das Bild prägten die Theologen. Sie glaubten, dass die göttliche Vorsehung den Deutschen den Sieg verleihen müsse, weil ihnen der Krieg ungerechterweise aufgedrängt worden sei. Das Problem mit dem nicht erhörten Bittgebet schien gelöst. „Man muss sich selbst von Sünden rein halten und Gott nur intensiv genug um den Sieg bitten, dann wird er zweifellos dem deutschen Volk geschenkt werden.“ Aber mit dem zunehmenden Sterben in den Schützengräben schwand langsam der Glaube an die siegreiche Vorsehung. Die Menschen waren in ihrer unbegründeten Siegeshoffnung lange so gefangen, dass sie nicht mehr merkten, dass ihre Vorstellungen nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmten.

Ein anderes Beispiel ist die sogenannte Entmythologisierung der Bibel. Im 20. Jahrhundert wurde der Determinismus der modernen Naturwissenschaft unreflektiert übernommen, so dass für das Eingreifen Gottes kein Platz mehr blieb. Wunder, sowohl biblische als auch Wunder im Laufe der Kirchengeschichte, haben damit keinen Platz mehr. Wer seinen Glau-



ben vom derzeitigen Stand der Naturwissenschaften abhängig macht, vergisst, dass dieser Stand sich ändert. Mit dem Aufkommen der Quantentheorie ist dieser Determinismus aber vorbei und es bleibt wieder Raum für Freiheit.

Auch in diesem Fall war ein Mangel an Glauben die Grundlage für den vorübergehenden Zeitgeist. Wer denkt da heute nicht an den so genannten Synodalen Weg?

Allgemein kann man wohl sagen, wer den Zeitgeist verabsolutiert, wird früher oder später in Widersprüche verwickelt. Im neunten Kapitel geht Pfarrer Kocher auf den Baum der Erkenntnis ein. Der Mensch, der von diesem Baum isst, überschreitet sein Vermögen, gut und böse richtig einzuschätzen, und dringt damit in den göttlichen Bereich ein. Immer wieder hatte es schlimme Folgen, wenn viele Menschen dem Zeitgeist hintergingen ohne zu hinterfragen. Das sehen wir auch an den aktuellen Fragen unserer Zeit.

Im letzten Kapitel, das besonders wichtig ist, geht es um die Frage, wie man Jünger macht.

Denn schließlich hat uns Christus im Aussendungsbefehl wichtige Aufträge erteilt: „Jünger zu machen, zu taufen und zu lehren.“

Der wichtigste Auftrag ist dabei Jünger zu machen, und diesen Auftrag haben wir leider vielfach vernachlässigt.

Pfarrer Kocher erklärt die Wichtigkeit dieses Auftrages mit der Bibelstelle Matthäus 7,6: Gebt das Heilige nicht den Hunden und werft eure Perlen nicht den Schweinen vor, denn sie könnten sie mit ihren Füßen zertreten und sich umwenden und euch zerreißen!

Möglicherweise sind viele Aggressionen gegen die Kirche, die wir derzeit antreffen, auch darin begründet? Statt Sakramente zu verteilen, auf die die Empfänger nicht gut vorbereitet sind, sollten wir lieber den Auftrag Jesu, Jünger zu machen, wieder ernst nehmen.

Eine Neuevangelisierung unseres Landes, z.B. mit Alpha-Kursen, wäre dringend notwendig. Mit diesem Buch lässt sich mancher Zeitgeist besser begreifen. Es sollte nicht beim Lesen dieses Buches bleiben, es sollten auch Taten folgen, der Leser sollte sich also konkret überlegen, wo und wie er sich aktiv für die Neuevangelisierung einsetzen kann.

Eduard Werner und Barbara Bannenberg

Hinrich E. Bues, „Mission Menschenfischer“ Mit Jesus lernen, neue Christen zu gewinnen; Be+Be-Verlag, Heiligenkreuz 2022, A-2532 Heiligenkreuz im Wienerwald, 299 S., Preis: 24,90 Euro, ISBN 978-3-903602-48-9. Mit einem Vorwort von Pater Karl Wallner OCist.

Das Buch gliedert sich in sieben Kapitel: 1. Die eigentlich unmögliche Suche nach Gott. 2. Christ werden und das Glück des Glaubens erfahren. 3. Menschenfischer für Gott werden. 4. Die spirituelle Ausbildung der Menschenfischer. 5. Menschenfischer für Gott sein. 6. Der Rettungskreuzer der Menschenfischer Christi. 7. Mit Jesus neue Christen für das Himmelreich fischen.

Diese Kapitel kreisen um die zentrale Frage, wie wir die Haltung und Mentalität der ersten 12 Apostel wieder erreichen können. Die einzelnen Kapitel liefern dafür Anregungen, wie Neuevangelisierung in unserer Zeit Gestalt annehmen kann.

Die Kirche hat eine große Zahl von Menschen, die mit dem Geist der ersten Apostel die Welt verändert haben und das auch heute tun. Sie waren und sind mit ähnlichen Problemen konfrontiert, angefangen von z.B. Athanasius von Alexandrien,

Benedikt von Nursia, die irischen und englischen Missionare, die ein müde gewordenes Christentum in Zentraleuropa mit neuem Geist erfüllten, bis zu den großen Missionaren Franz Xaver, dem Jugendmissionar Giovanni Bosco, Theresa von Kalkutta oder Papst Johannes Paul II. In der Summe haben wir ein Mosaik unterschiedlichster Naturen, aber mit dem gleichen Geist, den wir schon bei den ersten Aposteln vorfinden.

Hubert Gindert



PFINGSTAKADEMIE – Quo vadis, Ecclesia?

Mi., 8. - Sa., 11. Juni 2022

Ort: Kloster Maria Engelport, Flaumbachtal 4, 56253 Treis-Karden

Informationen zu unserer geplanten Pfingstakademie

Prof. Dr. Paul Cullen: Die abbröckelnde Haltung der Kirche in der Lebensrechtsfrage; **Prof. Dr. Helmut Müller:** Kirche als Communio und ihre Mutante Consilium; **Dr. Franz Norbert Otterbeck:** Altötting oder Würzburg. Zwei Modelle für die Kirche in Deutschland (plötzliche Absage; Ersatz wird gesucht); **Martin Lohmann:** Können synodale Prozesse ergänzen, was der Kirche sakramental fehlt? **Kanonikus Christian Juneau:** Was ist das, was wir Kirche nennen? **Kanonikus von Menshengen:** Führung durch das Kloster mit Erläuterung seiner Geschichte; **Pfarrer Christian Stadtmüller:** Antwort auf die Krise aus der katholischen pastoralen Praxis; **Msgr. Prof. Dr. Rudolf Michael Schmitz:** Vortrag über Ekklesiologie; **Reinhard Dörner:** Kann der hl. Franz von Sales für die deutschen Bischöfe ein Vorbild sein?

Anmeldung: im Kloster: telefonisch oder per Post oder engelport@institut-christuskoenig.de beim Galen-Kreis: (nicht telefonisch!) per Post oder kvvgk@kvvgk.de
Information: Tel. 02672 91575318, Hummertesch 8, 48282 Emsdetten, Tel. (+49) [0] 2572 9607392, Fax (+49) [0] 2572 9607393, www.kvvgk.de / kvvgk@kvvgk.de, KvGK e.V. • Hummertesch 8 • 48282 Emsdetten Reinhard Dörner, Ingo Potthast

Foto- und Quellennachweise:

35 oben: F. Papafava: Vatikan, Edizioni Musei Vaticani, 1989, S. 76; unten, privat; **36, 59** privat; **37** Annika Gordon, Nick Fewings - unsplash, Tima Miroshnichenko - pexels, Kamil Szumotalskiannika - unsplash; **38** Amy Humphries - unsplash; **40** M. Kopp, A. Mari, L. Ring-Eifel: Der Papst in Bayern, Herder, 2006, S. 12; **42** Christoph Göbel; **43** Diözesanmuseum Paderborn; **44** Public Domain, **45** Dnalor_01, Wikimedia Commons, CC-BY-SA 3.0; **47** Honoré Daumier: Menschliches – Allzumenschliches, F. W. Peters Verlag Berlin, 1960; **48** Archiv Heimathaus Beuel; **49** A. Zimmer; **50** rheinische-geschichte, Public domain; **51** Steven hwg, Ekaterina Shakharova - unsplash; **52, 53** Public domain; **53** rechts: Florin Gorgan - unsplash; **55** Jean Carlo Emer Onn - unsplash; **56** Mikita-yo-KG - unsplash; **57** Vladislav Babienko, Clarisse Meyer, Joshua Bos, Janosch Lino, Drew Hays, Manny Becerra, Quino Al - unsplash, Vanderlei Longo, Andrea Piacquadio Rodnae-productions - pexels, Ben White - unsplash, Tima Miroshnichenko - pexels; **58** Stefano Pollio-unsplash, pexels-Karolina Grabowska, Orlando Allo-unsplash, pexels-Arina Krasnikova; **64** Qu.: <https://www.selige-kzdachau.de/index.php/infos/neuigkeiten/2020/geistliche-in-typhusbaracken?highlight=WylzdGVmYW4iLC3aW5jZW50eSlmZyZWxpY2hvd3NraSld>, Foto: Frelichowski <https://alchetron.com/Stefan-Wincenty-Frelichowski> (gemeinfrei)

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Februar 2023

Für die Pfarreien

Beten wir, dass die Pfarreien das Verbindende miteinander und mit Gott in den Mittelpunkt stellen und so immer mehr von Glauben, Geschwisterlichkeit und Offenheit gegenüber denen, die es am meisten brauchen, erfüllt werden.



Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17
82065 Baierbrunn
- Prof. Dr. Reinhold Ortner
Birkenstr. 5
96117 Memmelsdorf
- Hermann Rieke-Benninghaus
Juttastr. 22, 49413 Dinklage
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c
44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.:

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,
IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6
IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.
IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Seliger Stefan Wincenty Frelichowski Nächstenliebe in Zeiten der Seuche

Um die Jahreswende 1944/1945 wütete eine Typhusepidemie im KZ Dachau. Ab Herbst 1944 war das Lager mit über 30.000 Menschen völlig überfüllt. Die für 52 Menschen geplanten Stuben in den Baracken waren nun mit 300 bis 500 Personen belegt. Die Sterblichkeit lag im Januar 1945 bei 2903 Toten und stieg die folgenden Monate an. Typhus, durch Salmonellen verursacht, führt vor allem unter medizinisch schlechten Bedingungen mit hoher Wahrscheinlichkeit zum Tod. Fleckfieber, hervorgerufen durch Bakterienübertragung durch Läuse, hat ähnliche Symptome.

„Ihr, Priester, habt immer so schön über die Nächstenliebe gepredigt. Zeigt sie also nun in euren Taten!“ So hallten am Appellplatz im Februar 1945 Lautsprecherdurchsagen, die die Geistlichen verhöhnen und diffamieren sollten. Hier war die Saat von Nietzsche aufgegangen, der die Nächstenliebe das größte Laster genannt hatte.

Was man in der Kommandantur nicht wusste: Längst war durch Geistliche ein Werk der Nächstenliebe geschaffen worden. In den streng isolierten Typhusbaracken, die kein

SS-Mann mehr betrat, sah es so aus: Die Kranken lagen nackt auf den bloßen Brettern, zu schwach, um auf den Abort zu gehen. Sie litten an Durchfall und hohem Fieber.

Stefan Wincenty Frelichowski wurde am 22.01.1913 in Chelmza, einer kleinen Stadt in Polen, geboren. Er schrieb als Seminarist: „Ich muss ein Priester nach dem Herzen Christi sein.“

Im KZ Dachau schleppten er und andere Priester liebevoll die Kranken in den Waschraum, wuschen sie, fütterten sie und krochen zu den Sterbenden in die dreistöckigen Pritschen, um ihnen die Sterbesakramente zu spenden.

Am 6. Februar 1945 begleitete Frelichowski 5-6 polnische Geistliche, die sich als freiwillige Helfer gemeldet hatten. Er konnte aber nicht in die Isolationszone mitgehen, weil er an diesem Tag schon Kopfschmerzen und Fieber hatte. Er versprach ihnen, sobald es ihm besser gehe, zu

ihnen zu kommen. Drei Tage wurde er im Priesterblock 28 gepflegt, doch er musste ins Krankenrevier, das Häftlingslazarett, gebracht werden.

Dort starb er am 23.02.1945, 32-jährig nach 6 Jahren Gefangenschaft, davon mehr als 4 Jahre im KZ Dachau. Heimlich wurde eine Toten-

maske abgenommen. Zwei Finger der rechten Hand konnten als Reliquien bewahrt werden.

Die Zahl der Priester aus sechs Nationen, die sich zur Pflege der Typhuskranken gemeldet hatten, liegt nach heutigem Kenntnisstand bei 35. Sie konnten na-

mentlich ermittelt werden. 10 von ihnen hatten sich angesteckt und starben an Typhus. Fünf sind seliggesprochen: Seliger Stefan Wincenty Frelichowski (am 7. Juni 1999), Seliger P. Hilary Paweł Januszewski, Seliger Br. Józef Zapłata, Seliger P. Richard Henkes, Seliger P. Engelmar Hubert Unzeitig. Sie sind Zeugen der christlichen Nächstenliebe – Zeugen für Christus.

Hermann Rieke-Benninghaus

